SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

Du

NR. 1 JANUAR 1946 FR. 2.50

Zur täglichen Körperpflege

EAU DE COLOGNE

555

erfrischend, belebend, wohltuend, seit mehr als einem Jahrhundert bekannt! Eau de Cologne Fr. 2.60 bis 24.10, Körperpuder Fr. 2.-, Seife Fr. 1.10 zuzügl. Steuern.

CLERMONT ET FOUET

Paul Gauguin : Nafea faa ipoipo, wann heiratest du ?
Privatbesitz Basel

Du

Schweizerische Monatsschrift Januar 1946 Nr. 1 5. Jahrgang

Wie um 1815 eine chiliastische Erweckungsbewegung die Schweiz erfaßte, von Dr. Siegfried Streicher 2

Vorwort von Dr. Albert Bettex 4

Paradies und Goldenes Zeitalter in Gemälden von Fra Angelico, Rœlant Savery, Claude Lorrain, Arnold Böcklin u. a. . . . 5

Das Paradiesgärtlein, aus dem Gebetbuch des Ulrich Rösch, Abt zu St. Gallen 6

Die christlichen Paradiesesvorstellungen, von Prof. Dr. August Rüegg 7

Unser ist die Zukunft. Holzschnitt von Alexei Krawtschenko 14

Chaos. Zeichnung von Gregor Rabinovitch 16

Das Goldene Zeitalter in der Südsee. Aus dem Roman «Taipi» von Herman Melville 19

Orplid, mein Land . . ., von Eduard Mörike 20

Wunsch und Traum. Gedicht von Hans Schumacher 21

Religiöse Wunschträume in neuerer Zeit, von Kuno Christen 21

Zwei Seiten mit utopischen Phantasiebildern von Max Ernst, Kubin, Jules Verne u. a. 24

Zwei Illustrationen aus der «Physica Sacra» des Johann Jakob Scheuchzer, 1731 26

Reproduktionen von Gemälden und einer Skizze von Hans Erni, Text von Max Eichenberger 30

Der Mensch als Gestalter seines Schicksals, von Walter Robert Corti 35

Das eebig Plange. Gedicht von Georg Thürer 37

Vom Schlaraffenland, von Dr. Albert Bettex. Mit einer Karte des Schlaraffenlandes (17. Jahrhundert) im Ausschnitt . . . 38

Zukunfts- und Wunschreichvisionen aus drei Jahrtausenden 40

Die Welt von morgen, von Louis Emrich 42

Wie der Erdball mit Atomkräften zersprengt wird, von L. Stevenhagen 47

Dichterphantasien über merkwürdige Gestirnsbewohner . . 50

Berichtigung

Das Haus der Künstlerfamilie Serodine in Ascona.
Zu unserm großen Bedauern blieb die Verfasserin dieser im Weihnachtsheft erschienenen kunstgeschichtlichen Arbeit unerwähnt, ebenso der Photograph. Die Verfasserin ist Frau Dr. phil. Anna Maria Cetto, der Photograph Dr. Virgilio Gilardoni, Locarno.

In der Arbeit selber sind folgende Korrekturen anzubringen:
Zu Seite 47: Die Inschrift am Hause lautet: CRISTOPHORUS SERODINUS / RESTAURAVIT ET AMPLIAVIT.
Zu Seite 104: Die «Anima Damnata» («Der Verdammte») von G. L. Lorenzo Bernini befindet sich in Rom, Palazzo di Spagna.

•

Das Du-Februarheft wird enthalten:

PHOTOGRAPHISCHE ZEITDOKUMENTE

etwa 20 Seiten Bilder aus
Frankreich Italien Luxemburg Belgien
Holland Jugoslawien Deutschland

Aufnahmen unserer Mitarbeiter Werner Bischof und Emil Schulthess

•

DIE JÜNGSTEN SCHWEIZER MALER

Eine Uebersicht mit einem
Dutzend farbiger Gemäldewiedergaben,
von Max Eichenberger

•

Ein Aufsatz des englischen Schriftstellers Charles Morgan:
«Ueber die, welche heutzutage geboren werden»

•

Gedichte, darunter «Dresden: eine Totenklage» von Erwin Herzfeld

•

Ueber die Aufgaben der Schweiz in der heutigen Zeit

•

Neues europäisches Schrifttum von Wiechert bis Valéry,
besprochen von Prof. Hans Mast

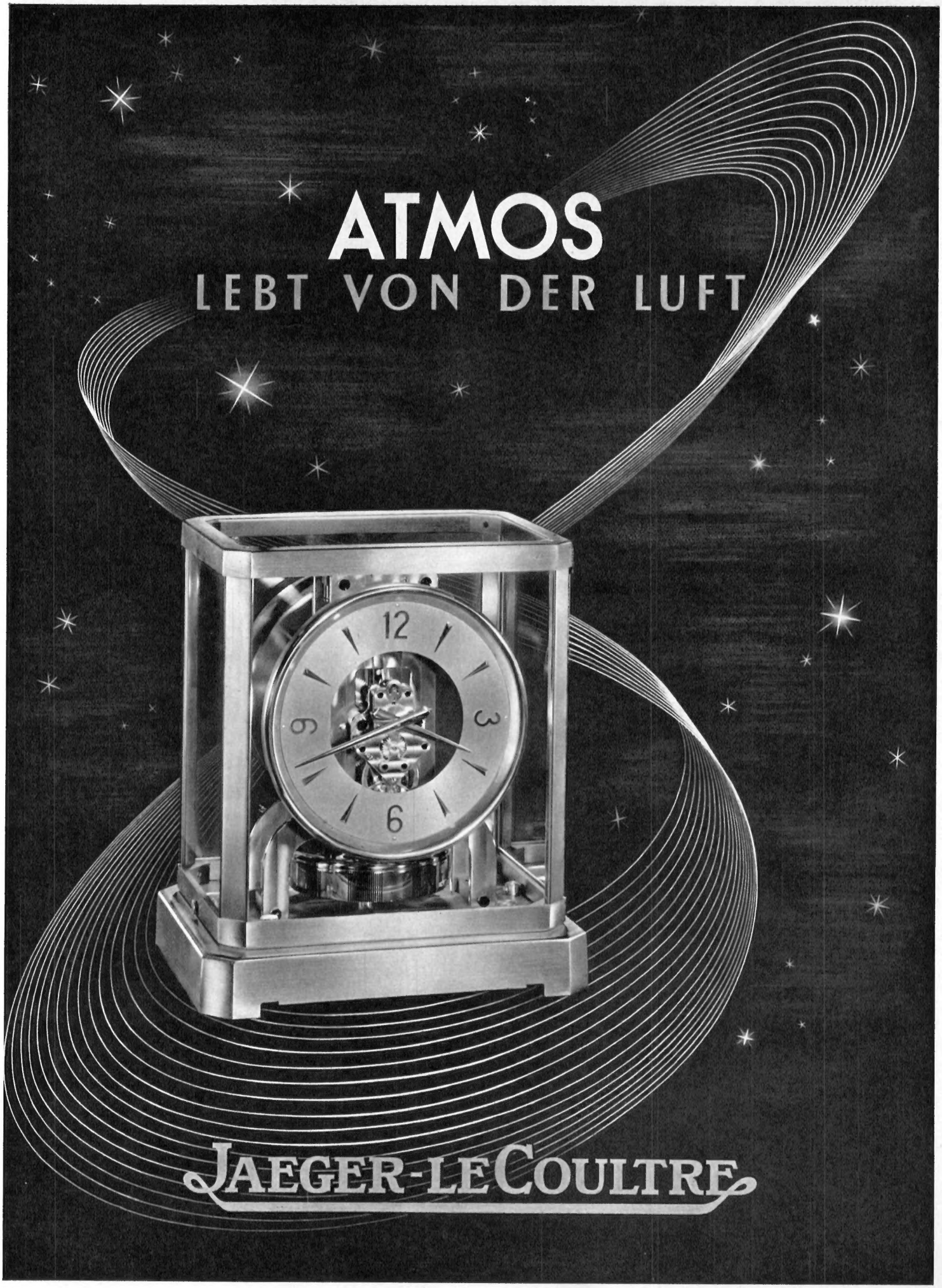
•

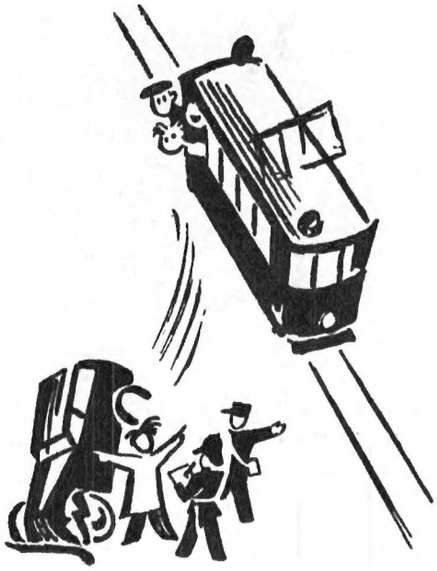
Eine Novelle von Max Voegeli

Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess. Ständige Mitarbeiterin: Hedwig Lauber
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 24.–, Ausland Fr. 32.–
Einzelheft Fr. 2.50.
Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790


ATMOS
LEBT VON DER LUFT
12
3
6
9
JAEGER-LECOULTRE



Glück gehabt!

Ein autofahrender Geschäftsherr — nennen wir ihn Herr Berger — hätte schon lange eine Auto-Kasko-Versicherung abschließen sollen; aber wie es so geht: Er kam nie dazu und hatte nie Zeit! Wir wollen hier nicht schildern, was es an Geduld brauchte, bis es so weit war, daß der Versicherungsantrag zur Unterschrift bereit lag!

Nun sagte sich unser Inspektor: Schicke ich den Antrag per Post zur Unterschrift, so bleibt er liegen und die Sache wird wiederum vertrölt, also trage ich ihn selber hin!

Und so steht er morgens punkt 8.15 Uhr in Herrn Bergers Büro. Aber siehe da, Herr Berger ist wenig erbaut. Just heute vormittag muß er per Auto dringend irgendwohin — unmöglich kann er jetzt den Antrag unterschreiben . . . er muß augenblicklich fort . . . in einer Stunde wird er erwartet.

Unser Inspektor macht seinen Klienten darauf aufmerksam, daß heute Glatteis sei und daß er ihm anrate, den Antrag augenblicklich zu unterzeichnen und ihm den Prämienbetrag mitzugeben; für diesen Fall sichere er ihm sofortigen Versicherungsschutz zu. Unser Automobilist windet und krümmt sich wie ein Aal! Aber unten wartet das Auto, und die Straße ist vereist: also greift er zur Feder, unterschreibt den Antrag, ruft seine Sekretärin und gibt ihr Weisung, unserem Versicherungs-Inspektor gleich den Prämienbetrag mitzugeben.

Dann nimmt er Hut und Mantel und rennt zum Büro hinaus. — Es ist 8 Uhr 40.

Um 8 Uhr 50 wird der „Zürich"-Unfall telephoniert: Er, Herr Berger, habe vor einer Viertelstunde mit Inspektor Soundso eine Auto-Kasko-Versicherung abgeschlossen und jetzt liege sein fast neuer Wagen schwer ramponiert und halb demoliert am Straßenrand. Durch das Glatteis sei sein Wagen ins Schleudern gekommen und mit der Zürcher Straßenbahn kollidiert.

*

Die „Zürich"-Unfall zahlte den sehr beträchtlichen Schaden. Aus Dutzenden und Dutzenden von ähnlich gelagerten Fällen aber möchten wir allen einprägen: Den Abschluß einer Versicherung n i e auf die lange Bank schieben.
Ferner: Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld. Man bedenke stets:

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT
Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2 Telephon 27 36 10

Wie um 1815 eine chiliastische Erweckungsbewegung die Schweiz erfaßte

Im Herbst des Jahres 1815 war Juliane von Krüdener nach Basel gekommen. Mit Spittler und Empeytas, dem Erwecker der Genfer «Stündeler», wurde die Basler Traktatgesellschaft gegründet. Im Dezember gleichen Jahres beginnen die Versammlungen im Hotel *zum wilden Mann*. Die Stadt an der alten Pfaffengasse am Rhein schien als Wirkungsort nicht ungünstig. Denn nach Ansicht eines Feindes der Krüdener herrschte in Basel seit langem eine gewisse religiöse Düsterkeit, viel Sektengeist und Empfänglichkeit für eine in sich gekehrte, die Welt trübsinnig anschauende Frömmigkeit, hinter welcher sich manche Leidenschaft verbergen, ja wohl bessere Nahrung finden kann.

Rasch verbreitet sich der Ruf vom Wirken der hohen Frau. Leute kommen aus allen Gauen und Gegenden, Bekehrungen erfolgen, wie die von Lachenal, Professor und Rektor der Universität. Die Geistlichkeit wird unruhig, die Regierung schreitet ein. Damit beginnt auf Schweizerboden jener absonderliche geistliche Wanderzug, welcher von ferne erinnert an die Geißlerfahrten des ausgehenden Mittelalters, an das religiöse Emigrantentum in der schrecklichen Zeit der Täuferunruhen, an die Missionierung durch die Brüder von der Herrnhuter-Gemeine des Grafen Zinzendorf.

Am 24. Jänner des folgenden Jahres bezog man das kleine Häuschen am Grenzacher Horn, dicht an dem mächtig hinfließenden Strome gelegen, mit der Sicht auf die tor- und turmreiche Stadt, auf die Vorhöhen des Jura und die zarten Kulissen der Vogesen.

Schwer lastet die Zeit auf den Menschen. Das Hörnli wird zum Mekka allen Hunger- und Elendvolkes. Wer hilft? Frau von Krüdener tut, was sie kann. Sie gibt ihr Letztes: 30000 Franken, den Erlös all ihres Schmuckes. Tausende werden leiblich und geistlich gespeist; Pilger, die im Vorbeigehen einkehren, legen ihre Beichte ab; Fuhrleute lassen ihre Wagen stehen, kommen und bereuen ihre Sünden; Feinde, die sich umbringen wollen, versöhnen sich; Unglückliche, im Begriffe, sich in den Rhein zu stürzen, kommen zur Besinnung; Philosophen werden so sehr von der Macht der Religion hingerissen, daß alle Zweifel schwinden und sie öffentlich auftreten als Bekenner; junge Mädchen, in Unzucht lebend, verlassen die Bahn des Lasters; Menschen, den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, seit zwanzig Jahren ohne Gottesdienst, können nach acht Tagen als Missionäre ausziehen; Arme teilen das empfangene Almosen mit noch Aermeren; Kranke werden durch das «Gebet des Glaubens» wieder gesund; Aerzte angesichts der Heilung gläubig; Priester bitten um ihr Gebet und eröffnen ihr Herz; sogar Juden sind hingerissen durch die Macht und Schönheit dieser «lebendigen christlichen Religion». Blinde, Krumme und Lahme, Krüppel, Bettler, Heimatlose, Landstreicher, das vielgestaltigste Gesindel fand Zuflucht, Obdach und Speise. Also hört man von der einen Seite, während andere von einem «Wanderbordell» sprechen und nur Worte der Härte, des Zornes oder der Verleumdung finden.

Die Erweckungsbewegung ist in vollem Gange. Sie wird von hier aus wie ein Fieber die Schweiz und den Süden und Südwesten Deutschlands ergreifen, die Seelen der Menschen aufreißen und hinreißen. Und es werden Zeichen geschehen und die Bauern den Pflug in der Ackerfurche stehen lassen, die kleinen Handwerker, als da sind die Schneider, die Schuster, die Seildreher und Kürschner, sie werden in fremden Zungen reden und einfältige Mägde und Bauernmädchen werden schwanger gehen von Gesichten und Ahnungen. Der uralte Traum vom Tausendjährigen Reich Gottes auf Erden soll Wahrheit werden; der Antichrist bläht sich, aber die Endzeiten sind nahe und die Gerechtigkeit fährt herrlich zwischen Blitzen und Donner wider den Urfeind. Und es wird sich erfüllen, was geschrieben steht: Der Messias wird die Tage seiner Herrschaft antreten. Und zu des Messias Zeit wird nur ein Reich sein, und nur ein König, der wahre König Messias. Und zur Zeit des Messias wird nur eine Religion und nur ein Gesetz sein. Und alles Fleisch wird kommen und anbeten. Und es werden keine Sünden und Laster mehr auf dem Erdboden herrschen. Und es wird Friede auf Erden sein, wie bei Jesaja steht: Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk gegen das andere ein Schwert aufheben, und sie werden fürhin nicht mehr kriegen lernen. Und der Streitbogen soll zerbrochen werden. Und seine Herrschaft wird sein von einem Meere an das andere und vom Wasser bis an das Ende der Welt. Und Friede wird sein unter den wilden Tieren und Haustieren. Der Wolf wird bei dem Lamme wohnen und der Pardel bei dem Bocke sich lagern.

Aus der Geschichte der Chiliastin Margarethe Peter aus Wildensbuch, von Siegfried Streicher packend und menschlich wahr erzählt in seinem Buch «Die Tragödie einer Gottsucherin». Benziger, Einsiedeln, 1945

Feiern, gesellschaftliche Anlässe - da entzündet funkelnder Schmuck die festliche Stimmung

ZU UNSERM JANUARHEFT

In Platons «Timaios» erzählt ein ägyptischer Priester dem Griechen Solon von der Insel Atlantis, die vor Jahrtausenden jenseits der Pforte von Gibraltar auf das Geheiß des Meeresgottes aus den Fluten stieg. Unter einem obersten Herrscher regierten dort Fürstengeschlechter über ein Volk von Bauern, Handwerkern, Kaufleuten und Kriegern. Den Menschen schenkte eine reiche subtropische Natur, wessen sie bedurften; menschliche Kunst hatte weithin übers Land schimmernde Burgen und Städte und Kanäle gebaut. In seinen großen Zeiten waren diesem Volk Länder jenseits des Meeres in Europa und Afrika untertan, und ehe es verkam und verweichlichte, lebte es glücklich in der Ehrfurcht der göttlichen Mächte. Einst, nach vielen tausend Jahren, erhoben sich ungeheure Stürme die Erde bebte und der Inselkontinent versank in den Abgründen des Meeres.

Die Menschheit — namentlich der neueren Jahrhunderte — ist nicht müde geworden, diese untergegangene Insel Atlantis mit allen erdenklichen Mitteln zu suchen. Man versetzte sie nach Ostasien, nach Palästina, nach Nordafrika, nach Spanien, in den Atlantik. Die Literatur über die Atlantisfrage zählt heute an die 2000 Werke! In dem langen Zuge derer, denen das Rätsel keine Ruhe ließ, finden wir ernsthafte Forscher neben Phantasten und Wirrköpfen; Menschen, die Sagen und Namen aus Osten und Westen miteinander verglichen, neben anderen, die mit dem Spaten gruben oder den Meeresboden nach Spuren untersuchten, und wiederum anderen, die hellseherisch ein Bild von Atlantis vor die Seele riefen. In einer derart intensiven, jahrhundertelangen Bemühung muß es um mehr als eine wissenschaftliche Streitfrage gehen. In der Tat ist Atlantis mehr als ein Gegenstand gelehrter Forschung; es ist in erster Linie eines der Hauptziele einer Sehnsucht, die so alt ist wie das Menschengeschlecht. Die meisten, die nach Atlantis fragten, wollten wissen, ob wirklich einmal auf Erden Menschen in Glück und Frieden in einer paradiesischen ersten Heimat, in den Gärten der Hesperiden, auf den Elysischen Feldern lebten. Viele nehmen an, daß einstmals zwischen Europa und Amerika ein Land mit hoher Kultur im Ozean versank. Unbestritten ist die Hypothese nicht. Aber noch immer rührt der Name Atlantis an tiefere Schichten der menschlichen Seele, an heimliche Glaubensbereitschaften, an den Hang, Wunschreiche zu bauen: Vorstellungen einer vollkommenen, glücklichen Welt. Oft wird das Bild einer reinen, idealen Ordnung auf Erden an den fernsten Anfängen der Geschichte gesehen; noch öfter stehen die Visionen einer von aller Not befreiten Welt hoch über dem Weg in die Zukunft, und etliche davon haben durch die Jahrhunderte, ja durch die Jahrtausende nichts von ihrer Gewalt eingebüßt.

Wir führen unsere Leser auf den folgenden Seiten in Wunschräume und Wunschzeiten hinein, wie sie in vergangenen Epochen und auch in unseren Tagen erträumt worden sind. Wir zeigen die Traumbilder der Maler vom Garten Eden und vom Goldenen Zeitalter; es ist die Rede von der Paradiesesidee, von Gottesreich-Erwartungen, von Menschen unserer Zeit, deren ganzes Tun und Denken von chiliastischer Hoffnung auf den Anbruch der letzten Tage erfüllt ist. Wir schlagen das Buch der Verheißungen des Propheten Jesaja auf, denn die gewaltigsten Zukunftsvisionen stammen aus der Ergriffenheit des großen religiösen Menschen, aus seinem Grauen über den drohend nahen Untergang der Welt, durch die er bereits die Geister des Verderbens, die Apokalyptischen Reiter, jagen sieht; aus seiner Urgewißheit, daß einer kommen und unter den Reinen das Tausendjährige Reich stiften wird und daß eine neue Erde und ein neuer Himmel sein werden.

Wir gehen aber auch auf abseitigeren Wegen anderen Erscheinungsformen der menschlichen Unruhe nach kommenden Reichen der Erfüllung nach und finden uns unversehens in einem Land der spielerischen Phantasie, wo Raum ist für alle jene merkwürdigen Phantasiegestalten, die von ihren Schöpfern in utopisches Neuland ausgesandt wurden: Swifts Gulliver, Jules Vernes Mondreisende, Holbergs Niels Klim, der im Erdinnern neue Planeten entdeckte, und auch für Huxleys Professoren, die die Menschengeschlechter des 26. oder 27. Jahrhunderts in Reagenzgläsern in nährender Sulze züchten. Raum haben wir hier auch für Mörikes Trauminsel Orplid, den heimlichen Hort alles Unvergänglichen, dem der Dichter sich als junger Mensch geweiht hatte; und wir haben jene nicht vergessen, die auf der Flucht vor der modernen Zivilisation ihr Orplid auf fernen Südseeinseln und im naturhaften Leben der Eingeborenen fanden: Gauguin, Melville und wie sie alle heißen.

Das Thema scheint vom Tag weit hinwegzuführen. Aber schauen wir uns um in unserer Zeit: sie ist voll von beklemmender Endzeitangst, aber auch von Zukunftsvisionen und Erwartungen einer neuen Erde, sie ist voll säkularen eschatologischen Denkens. Wir wären nicht überrascht, wenn in den kommenden Jahren neue Utopien erschienen. Wendet man sich doch bereits wieder mit erhöhter Aufmerksamkeit der «Utopia» des Thomas Morus zu, dem Urbild all jener Werke, die das Bild und zugleich die Satzungen eines Idealstaates aufrichten, in dem Glück und Wohlsein in ideal gesehenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen herrschen.

Wer spürt nicht unter manchen umfassenden politischen Konzeptionen der Gegenwart die dunkle irrationale Unterströmung: die uralte Hoffnung auf ein kommendes endgültiges Friedensreich auf Erden? An zwei Stellen sind utopische Visionen besonders mächtig: in der sozialen Bewegung und im Reich der Technik. Sie haben die Stoßkraft der kämpfenden Arbeiter erhöht; kein Zufall, daß in Augenblicken, da die Größe der geschichtlichen Aufgabe überwältigend erkannt wird, auch Arbeiterführer plötzlich in der Sprache des Chiliasmus zu reden anfangen: «Das ist unser Beruf . . ., daß wir unser Leben fröhlich einsetzen in dem letzten, heiligen Krieg, dem das Tausendjährige Reich der Freiheit folgen wird», so schreibt Engels im Jahre 1842. Und nach dem ersten Weltkrieg heißt es, expressionistisch aufgewühlt, bei dem Arbeiterdichter Heinrich Lersch:

> *«In die Flüsse die Waffen, in die Meere die Kanonen!*
> *Bahnt mit Gesängen den Weg! Marschiert!*
> *Tausend Jahre Zukunft staunen auf uns hernieder . . .»*

Und wie stark ist bei Staaten- und Städtebauern der Zug zum Utopischen heute, da es gilt, ein neues Europa, eine neue Welt, Wohnstätten für ein neues Leben zu schaffen! Und wann haben je kühle wissenschaftliche Ueberlegungen so sehr an utopische, ja an apokalyptische Gesichte erinnert wie die der zeitgenössischen Physiker, die am Werk sind, die in den Atomen schlummernden Kräfte zu entfesseln?

Was wir vor unseren Lesern ausbreiten, ist ein Weniges aus einer reichen Fülle. Wer seinen Blick auf das Ganze dieser Erscheinungen richtet, wird eines erschütternden Schauspiels gewahr. Er liest an den vielen Wunschgebilden die abgründige, immer neue Not der Menschheit ab, die sich immer wieder um ihre ersehnten Paradiese betrogen sieht. Zugleich aber erkennt er die Doppelnatur dieser Gebilde: sie sind Zeugen solcher Not, aber auch Dokumente einer durch nichts zu erschütternden, bildschöpferischen Urkraft des Hoffens. Macaulay hat einmal gespottet: «Lieber einen Acre Landes in Middlessex als ein Fürstentum in Utopia.» Er scheint die Funktion der Wunschländer und Wunschzeiten im geistigen Haushalt der Menschheit unterschätzt zu haben. Die besten davon gehören zu den Kräften, welche die Welt erneuten; sie stärkten die Bereitschaft zu den größten Aufgaben. Wenn in einem Land keiner mehr lebt, in dem nicht ein Utopiendichter und ein Wunschlandbewohner steckt, dann ist es wahrhaft arm geworden.

Albert Bettex

FRA ANGELICO: *Die Seligen aus dem Fresko vom Jüngsten Gericht in der Akademie in Florenz*

Das Paradiesbild des Mönches für den Mönch

«Hier beginnt das allerschönste Andachtsbuch», steht naiv-freudig über der Textseite zum Paradiesbild, das eine Reihe von biblischen Szenen von der Schöpfung bis zur Gesetzgebung einleitet. «Geschrieben hat das Andachtsbüchlein im Jahre des Herrn 1472 Frater Simon Rösch von Marchdorff, Mönch der Abtei Wiblingen, auf Bitten und Wunsch des frommen Fürsten und Herrn Ulrich, Abt zu St.Gallen.» Und ihn, den Abt Ulrich Rösch, der ebenfalls aus dem schwäbischen Allgäu stammte, hat der Malermönch wie eine Stifterfigur kniend ins große O hineingesetzt, von wo er andächtig zur Majestät des thronenden Schöpfergottes aufblickt. «O Abgründe des Reichtums und der Weisheit und der Einsicht Gottes! Wie unbegreiflich sind doch deine Werke, wie unerforschlich deine Wege», betet der Text im Namen des stummen Bildes mit leichter Abwandlung der Worte Pauli. Glorie und Größe, Anfang und Ende der Welt, Gericht und Erlösung fließen im Bilde in eins über dem befriedeten Paradiese, in das der Mensch mit seiner Qual noch nicht getreten, waltet die ungetrübte Schöpferfreude des Weltenmorgens; ungetrübt selbst durch den Sturz des Dämons in den Höllenschlund. Friede ruht über der Paradiesesnatur mit ihrem unverwelkten Grün. Friede der Kraft und Herrschaft strahlt vom kaiserlichen Gott her auch auf den in die Schau versunkenen Fürsten im schwarzen Habit über.

Der kleine Pergamentband befindet sich heute in der Stiftsbibliothek Einsiedeln
Farbphoto Conzett & Huber

DIE CHRISTLICHEN PARADIESESVORSTELLUNGEN

Das Christentum fand die Vorstellungen von einer «aetas aurea», einem «Goldenen Zeitalter», das den Anfang alles Lebens auf Erden verklärte, und von einem Paradies, einer Stätte ungetrübten Glückes, als Urmythus oder Uroffenbarung der Menschheit schon vor. Es hat sie nicht erfunden oder geschaffen. Es hat sie aber in ästhetischem und ethischem Sinn vergeistigt und veredelt.

Zunächst hielt es sich an die Vorstellung vom Garten Eden, mit seinen Flüssen und Bäumen, seinen Tieren und seinem edlen Gestein, wie ihn die Schöpfungsgeschichte der Bibel schildert, und an die religiösen Anschauungen, welche in den Schriften des Neuen Testamentes weiterentwickelt werden: von der ersten Schuld der Menschen, von der Verwirkung des Paradiesesglückes, von der Vertreibung der Schuldigen und von der Entartung der Menschheit, von der Erwartung des Erlösers und der Erlösung selbst und der Hoffnung auf eine neue, ewige Seligkeit jenseits des Todes.

Die Hauptleistung des Christentums ist nun aber die, daß es mit der Anschauung von einem ungestörten Anfangsglück der Menschheit die von Christus verkündete Idee des Gottesreichs verschmolzen hat: das Paradies wird ihm so zu einer Sphäre, wo die Menschen aus dem Geist Gottes leben und, vom festen Glauben an seine Macht und Fürsorge getragen, sehnlichst die Vereinigung mit ihm erhoffen und in glühender Liebe zu ihm ihr Leben so gestalten, daß das Dasein zu einer Quelle unsagbarer Freude wird.

Den ersten denkwürdigen literarischen Niederschlag dieser christlichen, freilich noch stark von jüdischem Denken und Fühlen beeinflußten Paradiesesidee enthält die aus dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus stammende Johannesapokalypse. Sie gilt den folgenden Jahrhunderten als maßgebend und vorbildlich. In diesem frühchristlichen Dokument finden wir das Paradies, das heißt die Stätte des ewigen Glücks, den Wohnsitz der Seligen, wo sich nach dem Tode und den Mühsalen des Erdenlebens die guten Geister in schuldloser Freude um ihren Herrn sammeln, im hohen Himmelsraum. Irgendwo hoch oben auf den sich majestätisch ballenden Wolken ragt die Stadt der Heiligen des Herrn, das neue Zion mit seinen schimmernden Zinnen und Türmen, mit seinen strahlenden Toren. Es ist ganz klar, daß wir es hier mit einer durch das Heimweh und die Erinnerungssehnsucht der verbannten Juden verklärten und sublimierten Vorstellung von der stolzen Davidsstadt zu tun haben. Jeder Stich des Entbehrungsschmerzes, jede Träne des Jammers über das Elend der Verstoßenheit und der Verachtung in der Fremde hat diesem Idealbild der Urheimat und des letzten Wunschziels einen neuen Glanz verschafft.

«Sie glänzt wie kostbarer Jaspis», heißt es, «eine große und hohe Mauer umgibt sie. Zwölf Tore stehen offen, und an jedem hält ein Engel Wacht. Die Stadt selbst besteht aus Gold. Die Fundamente der Mauern sind Edelsteine. Jedes der Tore ist aus einer einzigen Perle verfertigt. Nie werden die Tore geschlossen. Die Straßen sind aus Gold und durchsichtig wie Glas. Der hellichte Tag weicht hier nie der Nacht. Nichts Gemeines findet hier Zugang. Mitten in der Stadt ist der Thron Gottes von einem Regenbogen überwölbt und von Heiligen umgeben, die sich verneigend ihn anschauen und im Verein mit den Engeln ihn im Gesange preisen. Zu seinen Füßen ist ein gläsernes Meer. Dort entspringt das Wasser des Lebens, und aus diesem Strom gewinnen die Wurzeln des Baumes des Lebens ihre Kraft.»

Die Phantasie der christlichen Menschheit der folgenden Jahrhunderte war, wie wir aus der Visionsliteratur ersehen, eher darauf erpicht, sich die Hölle und ihre Qualen massiver und subtiler auszudenken. Für den Himmel hielt man sich noch ziemlich genau an das Bild der Johannesoffenbarung. Dann und wann stoßen wir freilich auf Spuren des Wiederauflebens früherer zum Teil orphischer und platonischer Anschauungen, manchmal auf Vorstellungen von der blumigen Au, die der Schilderung der Virgilischen «Aeneis» von den elysischen Gefilden der Seligen entnommen sind.

Neue Elemente flossen der abendländischen Himmelsphantasie in größerer Zahl erst in Irland zu. Dort wußte man in vorchristlichen, keltischen Mythen zu erzählen von schönen Feen, welche Menschen des irischen Landes über das Meer in das fern entlegene «Land der Jugend» entführten, wo man ewig jung blieb, an nichts Mangel litt und höheres Wissen erlangte. Andere Sagen erzählten von Schiffen, die im westlichen Meer auf paradiesische Inseln gestoßen, die von lodernden Flammen umgeben waren, wo sich herrliche Blumenwiesen ausdehnten, Vögel im Gezweig wundersamer Bäume ihre Lieder ertönen ließen, wo an Apfelbäumen heilkräftige Früchte hingen, und wo funkelnde Edelsteine seltsame Weisen sangen. Vereinzelt finden wir auch Versuche, mehrere Himmel zu unterscheiden und die Planetensphären als Wohnsitze der Seligen zu betrachten.

Aus allen diesen verschiedenen Elementen schuf Dante um 1300 sein grandioses «Paradiso». Er machte zum erstenmal ernst mit dem «Himmel» als Aufenthaltsort Gottes und der Seligen. Mit dem visionären Blick des poetischen Architekten schuf er in Verwendung der astronomischen Kenntnisse seiner Zeit ein ebensosehr durch die Majestät der Konzeption des Ganzen als durch die lebensvolle Feinheit der Ausführung im einzelnen überzeugendes «Himmelsgebäude». Die anmutigen frühern, aus dem Schatz der antiken Poesie ererbten Phantasien von der Blumenau und dem lichten Hain ließ er nicht ganz fallen: er wies ihnen als «Valletta amena» (= liebliche Talmulde) am Hang des Läuterungsberges und als «Paradiso Terrestre» (= Irdisches Paradies) auf dem Gipfel des Berges eine nicht unbedeutende Rolle zu. Im letztern spielt sich nämlich die Szene des Wiedersehens Dantes mit Beatrice ab, mit der Frau, die er auf Erden am meisten geliebt, und der Akt der Reue über all sein früheres Irren und der Begnadigung des «Verlorenen Sohnes».

Dante hat bei der Ausmalung der Reize dieses irdischen Paradieses mit dem Geschick des Meisters seiner Kunst und mit der Anteilnahme eines innig Liebenden alle Farben der traditionellen Palette verwendet. Wir treffen hier nochmals den irdischen Wunschtraum längst verblichener Generationen, das «Gartenparadies» in schönster Vollendung, die seligen Gefilde, wo murmelnde Bächlein fließen, wo bunte Blumen sprießen, wo der süße Hauch linder Lüfte mit den Blättern der Bäume

Noah in der Arche läßt die beiden Vögel fliegen. 14. Jahrhundert. Aus dem Privatbesitz des Earl of Leicester (Eranos-Archiv, Moscia-Ascona)

ROELAND SAVERY: *Das Paradies.* *Privatbesitz Basel*

spielt, im Gezweig die Vögel zwitschern und eine schöne Frau singend und blumenpflückend durch die Wiesen wandelt.

Das eigentliche «Himmlische Paradies» aber bilden die in weitem und stets weiterm Rund durch den Aetherraum sich spannenden und sich rastlos drehenden Sphären der Planeten mit Einschluß des Fixstern- und des Kristallhimmels, des «Primum Mobile». In dem den ganzen Kosmos umfassenden «Empyreum» ist der Sitz der Gottheit selbst inmitten der neun Engelschöre, welche die Bewegungen der neun Sternsphären leiten. In diesem Himmelsgebäude sieht Dante die seligen Geister zuerst einzeln je nach ihrer besondern Heiligkeit über die einzelnen Gestirne verteilt, in seiner letzten Vision aber alle in der höchsten Kuppel des Himmelsdomes in strahlendster Glorie vereint.

Nun hat aber dieser astronomische Himmel trotz seiner Assoziation mit der Schönheit des nächtlichen Sternhimmels, trotz der unzweifelhaften Größe seiner Konzeption, trotz der mathematischen Vollkommenheit seiner gerundeten Sphären und der physikalischen Vollendung der rotierenden Bewegungen (die in der Vorstellung von der musikalischen «Harmonie der Sphären» zum Ausdruck kommt) und trotz der feinen Abstufung von Farbe und Licht gegenüber den gröber sinnlichen Paradiesesvorstellungen der frühern Zeiten den Nachteil, daß er weniger intim, weniger menschlich und anschaulich, dagegen gar zu abstrakt wirkt. Er hat in der Tat nicht die unsern Sinnen schmeichelnde Anziehungskraft wie jene, und entspricht nicht ganz unserem, nicht bloß durch die Seele, sondern auch durch den Leib und dessen sinnliche Fassungskraft bedingten Glücksbedürfnis.

Und sogar wenn der Dichter selbst eine rein geistige Herrlichkeit des Himmelsparadieses empfände und würdigte, vermöchte er sie den andern Menschen doch nicht anders zu schildern und überzeugend, begeisternd und hinreißend glaubhaft zu machen als eben durch das sinnliche Mittel der Sprache und ihrer Musik und ihrer evokatorischen Wirkung auf unsere sinnengenährte Vorstellungskraft.

In Anbetracht dieser Schwierigkeiten muß man sagen: Dante hat es ausgezeichnet verstanden, die sinnliche Schönheit der frühern Paradiesesbilder den religiösen und philosophischen Postulaten eines rein geistigen Himmelsglückes anzunähern und sie stufenweise derart zu verfeinern, daß wir, indem wir Zeugen des Prozesses einer langsam sich vollziehenden Vergeistigung materieller Effekte werden, doch irgendwie noch die Wonnen der *Vergeistigung*, des «trasumanar», wie Dante es nennt, in raffiniertem *Sinnen*genuß erleben.

Alighieri verzichtet allerdings auf jene Elemente der frühern poetischen Paradiesesgemälde, die es als eine Art Schlaraffenland charakterisierten. Aber die Musik und den Gesang, den Zauber süßer Farben und strahlenden Lichtes, das Wiedersehen mit lieben Freunden und Verwandten, das Sichbeseligtfühlen und Ergriffensein von Gott und das Hingezogenwerden zu ihm, alle diese feinern Freuden hat er beibehalten und ge-

Roeland Savery: Das Paradies

«Und Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendige Tiere, ein jegliches nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschah also. Und Gott machte die Tiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war. Und Gott sprach: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie, einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht. Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet, auf der ganzen Erde und allerlei fruchtbare Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise, und allem Tier auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das lebet auf Erden, daß sie allerlei grün Kraut essen. Und es geschah also. Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.»

An diese Stellen aus dem großartig inspirierten Schöpfungsbericht aus der Bibel hielt sich der vlämische Maler Roeland Savery wörtlich bei seinen vielen Darstellungen des Paradiesgartens. Eine Fülle von Tieren breitet er in gravitätischer Laune auf seinen kuriosen und fröhlichen Bildern aus, Tiere, die er, der von 1576 bis 1629, vornehmlich in Utrecht, als Glied einer großen Malerfamilie gelebt hat, kaum je von Auge gesehen haben mochte: fremdländische Elefanten, Kamele, Löwen, Affen, Straußen, Papageien, neben vertrauten Kühen, Ziegen, Schafen, Hunden, Bären. Friedlich ruhend sind sie alle nebeneinander im fruchtbaren Garten Eden vereint. Die Sonne scheint. Sie läßt die üppigen Laubbäume satte Schatten werfen auf die lichtgrünen Wiesenplätze, über denen die Vögel am Himmel spielend ihre Bahnen ziehen. Klein, daß man es kaum achtet, steht das erste Menschenpaar im Mittelgrund unter dem lockenden Baum der Erkenntnis, von dem eben Eva dem Adam die verbotene Frucht reicht.

Der Kaiser Rudolf II., der in Prag residierte, ein merkwürdiger Mensch, der Astrologie und der Alchimie zugetan, den die Glaubenswirren zum Zauderer machten, und der, statt das bedrohte Reich zu regieren, schöne Gemälde von Dürer und von Bruegel erwarb und Künstler um sich scharte, fand, wie sein Bruder und Nachfolger Matthias, besonderen Gefallen an den zugleich naiv und raffiniert empfundenen Erfindungen Saverys. Er ließ ihn zu sich kommen und hielt ihn in den Jahren von 1604 bis 1613 bei sich und in den wilden Berggegenden Tirols. *W. H.*

steigert und zu vollster poetischer Auswirkung kommen lassen.

Zugleich ist Dante, um die abstrakt himmlische «Atmosphäre» irgendwie zu beleben, unablässig bemüht, uns auf dem Himmelsflug eine Reihe von raffinierten optischen und akustischen Sensationen und seltsamen magischen Effekten erleben zu lassen: wie da in unerreichbarer Ferne Lichter aufflammen und wieder erlöschen, wie von weither sanfte Klänge ertönen und nachher wieder verhallen, wie rotglühende Fünkchen in Streifen blassern Lichtes wirbeln und tanzen, wie himmlische Geister Körpern vergleichbar, die ins Wasser sinken, in den lichten Raum einer Sternsphäre eintauchen, wie die Seligen gegenseitig ihre Gedanken erraten, ohne fragen und antworten zu müssen, wie das aufglühende Lächeln des Verständnisses und ein beseligender Blick der Freude oder des Dankes mehr zu sagen vermögen als auf Erden die erlesensten Worte, wie der Dichter selbst um Worte ringt und keine Worte mehr findet, um uns die Süßigkeit seiner himmlischen Empfindungen mitzuteilen.

Der wichtigste Bestandteil des Paradiesesglücks, der Wonnen der Seligkeit, ist aber die auf dem Wege des visionellen Schauens erlangte zunehmend vollkommenere Erkenntnis dessen, was Gott eigentlich ist, und die im Denken sich vollziehende völlige Vereinigung mit ihm, dem Quell und Ziel alles Lebens, dem letzten Sein, dem Wesen alles dessen, was da ist.

Den gewaltigsten zusammenfassenden Eindruck der Himmelsglorie vermittelt uns Dante am Schluß seines Liedes vom «Paradiso», in dem er uns in atemraubender Klimax durch eine Reihe von Visionen, aus dem Punkt, der alles bewegt und um den sich ewig jubelnd die Engelshierarchien, Bogen um Bogen, spannen, einen Lichtstrom entspringen läßt, der von sprühenden Funken umschwärmt wird, und aus diesem Lichtstrom die wundervolle Kuppel des Himmelsdomes sich runden läßt, einer ungeheuren Rose vergleichbar, in deren Blätter wie in einem ätherischen Amphitheater reihenweise aufsteigend alle Heiligen und Seligen thronen, in dessen Raum die Engel Seligkeit spendend auf und nieder schweben. In diesem himmlischen Paradies weist der Dichter der Gestalt der Beatrice eine besonders bedeutende Rolle zu. Sie stellt in Erinnerung an seine edle Jugendliebe als Verkörperung der schönsten Form irdischer Liebe einerseits das höchste für uns erreichbare Erdenglück dar, anderseits ist sie als Offenbarung göttlicher Liebenswürdigkeit und Weisheit, beglükkender Gnade und Güte, die Kraft, die uns zu Gott hinführt, den Weg zu ihm bereitet: denn einzig die Liebe befähigt uns schon auf Erden den engen Kreis unseres Egoismus zu sprengen und in Hingabe und Aufopferung ein weiteres, höheres Dasein zu führen.

Man kann sich fragen, was gerade den Florentiner Dante Alighieri dazu trieb und in den Stand setzte, dieses wundervolle Himmelsbild zu konzipieren. Es gibt nur eine ausreichende Erklärung: das Zusammentreffen einer phantasiestarken dichterischen Begabung eines Mannes, der vom Leben viel Glück verlangte und erwartete, mit nichtendenwollendem Unglück. Die Verbannung, die Heimatlosigkeit und das Betteldasein drängten ihn zur Entfaltung und Gestaltung geistiger Gesichter und Spekulationen.

Der moderne Psychanalytiker würde sagen:

Das verdrängte oder unbefriedigte Liebes-, Macht- und Glücksbedürfnis Dantes habe sich dieses phantastische Wolkenkuckucksheim konstruiert. Da ihm die männliche Tat in der Arena des politischen Daseinskampfes vereitelt worden, habe sich seine Phantasie in der stillen Kammer nach Art der Kinder in poetischem Getändel mit den Klötzchen eines himmlischen Spielzeugs ausgelebt und sich so Ersatz geschaffen für die ihm mangelnde Wirklichkeit.

Der Scholastiker dagegen würde sagen:

Dante sei durch sein Unglück früh zu jener Enttäuschung am irdischen Treiben und an dieser Sinnenwelt geführt worden, die früher oder später keinem Menschen erspart bleibt, und habe unter dem Ansporn der scholastischen Philosophie und ihrer platonisch-aristotelischen Denkweise die Erkenntnis gewonnen, daß dem Geistigen gegenüber dem Körperlichen der Vorzug zukomme, und daß alles Sinnliche aus dem Geistigen abgeleitet werden müsse, daß der körperlichen Welt nur ein schattenhaftes Sein zustehe. Wahres Glück sei nur in der Welt des unkörperlichen, reinen Seins zu finden.

Das Thema «Paradies» ist nach Dante noch von einer Reihe großer Epiker behandelt und abgewandelt worden. Aber keiner hat mehr die Höhe der Danteschen Schöpfung erreicht. Nur vom Engländer Milton kann man sagen, er habe in seinem «Verlorenen Paradies» die Stätte der schuldlosen Lebensfreude mit so feierlichem Ethos und solch vornehmer Zügelung im Gebrauch der poetischen Farben beschrieben, daß sie den Vergleich mit gewissen Partien des «Irdischen Paradieses» Dantes nicht zu scheuen braucht. Aber in seinem «Wiedergewonnenen Paradies» läßt er uns nicht im Zweifel darüber, daß irdische Macht- und Prachtentfaltung, scholastische Weisheit, verführerische Frauenschönheit und die ehrgeizigen Schöpfungen menschlichen Kunstvermögens als bloßes Blendwerk und teuflische Versuchungen im Reiche Gottes keinen Platz haben.

In der Tat sind schon im «Rasenden Roland» Ariosts der Garten der Zauberin Alcina und in der «Feenkönigin» Spensers, des Zeitgenossen Shakespeares, der «Bower of Earthly Bliss» nach dem Muster der homerischen Eilande der Circe und der Kalypso zu Stätten der Versuchung für Helden, der Verweichlichung und des bloßen Genusses herabgesunken. Der ironische Geist Ariosts hat unverkennbar mehr Vergnügen darin gefunden und mehr Kunst darauf verwendet, die Rumpelkammer des Mondes zu schildern, wo aller Erdenplunder erbärmlich vermodert, als die Herrlichkeit des himmlischen Paradieses. Es hat ihn mehr amüsiert, den Himmelszauber von der lustigen Seite zu fassen und eine Parodie daraus zu machen, als ihn ernst zu nehmen und dessen Herrlichkeit auszumalen. Tasso hat in seinem «Befreiten Jerusalem» alle die Kräfte seiner geradezu orientalisch schwelgenden Phantasie und die berauschende Musik seiner Verse dazu verwendet, um das «Paradies der Sünde», die üppigen Gärten zu schildern, wo die Zauberin Armida edle Helden einfängt und umgarnt und sie ihren hohen Beruf vergessen läßt. Auch der Portugiese Camões zeigt sich in der Beschreibung der Insel der Seligen und der Freuden, die seine «Lusiaden», die portugiesischen Seefahrer und Entdecker des Seeweges nach Indien, zum Lohn für ihre Kühnheit und für die ausgestandenen Strapazen genießen, als ein ausgemachter «Epikuräer». Sein Paradies ist nicht mehr christlich zu nennen, es erinnert tatsächlich eher an den Venusberg Tannhäusers und an den mohammedanischen Himmel mit seinen Houris als an das Elysium Virgils oder gar an das himmlische Zion der Johannesapokalypse.

In der Literatur der letzten Jahrhunderte spielt das Paradies keine große Rolle mehr. Die «Verwirklichungs»-Wut des technischen Zeitalters hat die Wunschphantasie der Menschheit derart aufgesogen und ausgetrocknet, daß fast nur noch Kinder Zeit und Muße haben, sich in ihren Ferien-, Weihnachts-, Fastnachts- und Jahrmarktsträumen mit paradiesischen Imaginationen abzugeben.

August Rüegg

CLAUDE LORRAIN

Il molino di Claudio.
Gestochen 1804 von W. F. Gmelin

Ein Vorschlag für Londons Wiederaufbau. Modell des neugeplanten südlichen Themseufers, östlich der Tower Bridge

Links: Unser ist die Zukunft. Holzschnitt von Alexej Krawtschenko, geboren 1889

Der Chiliasmus — der Glaube an ein paradiesisches Reich auf Erden — war in Rußland schon immer in der breiten Masse des Volkes tief eingewurzelt. Diesem Glauben verdankt ohne Zweifel der Bolschewismus in Rußland zum Teil seinen Sieg; denn die materiellen Mittel, über die der Bolschewismus am Anfang verfügte, waren im Vergleich mit denen seiner Gegner äußerst minim. Wenn es trotzdem den zerlumpten, ohne Schuhe, Munition und Ausrüstung kämpfenden «Roten» gelungen ist, die zahlreichen «weißen» Armeen zu besiegen, die von Frankreich und England auf das beste ausgerüstet waren, so erklärt sich dies durch ihren starken Glauben, daß sie für das zukünftige Glück der Menschheit kämpften. Seit der russischen Revolution hat sich die Grundlage des Glaubens des russischen Volkes an das Tausendjährige paradiesische Reich geändert: nicht mehr die Religion, sondern der Sozialismus ist die Basis, auf welcher diese künftigen paradiesischen Zustände entstehen sollen, und die Technik, der Traktor, die Maschine soll dem geplagten Menschen helfen, alles, was zu einem menschenwürdigen Dasein notwendig ist, in solch gewaltigen Mengen herzustellen, daß das Problem der Ernährung, der Kleidung, der Wohnung für alle gelöst ist und der Mensch nicht mehr voll Furcht vor dem nächsten Tag lebt. Auch die freie und unbehinderte Entfaltung der jedem Menschen von der Natur verliehenen Fähigkeiten soll in diesem paradiesischen Reich voll gewährt werden. In Hunderten von Zukunftsbildern, Plakaten usw. wurde dieses chiliastische Reich dargestellt, genau so, wie im Mittelalter die religiösen Maler Bilder malten, auf denen ein Lamm und ein Löwe friedlich nebeneinander auf einer blumengeschmückten Wiese lagerten.

ARNOLD BÖCKLIN: *Die Gefilde der Seligen, 1878. Entwurf zu dem Bilde in der Nationalgalerie Berlin. Privatbesitz Winterthur*

Künstler in den Gefilden der Seligen

Man weiß, wie schon der junge Böcklin — in Basel und Genf — seine «Gefilde der Seligen» hatte, oben auf Jurahöhen, wo letzte Tannen ragten, oder bei den Felsenwasserfällen der Alpen, wo Gemsen — das urfreie Leben — sich am Wasser finden.

«Wasser», «Bäume», «Tiere», die alten, elementaren Reiche sind auch in Italien, auf dem Bilde des Fünfzigjährigen geblieben. Man sieht links die schlanken Pappeln auf stiller Aue, rechts den Wasserfall von den Felsen herab: also das senkrecht «Aufstrebende» auf der einen, das senkrecht «Fallende» auf der andern Seite, aber als einen wunderbar versöhnten Gegensatz, als «Kreislauf». Denn an der Wende des Daseins, in der vollen Schönheit des Lebens und doch schon im gespürten Abstieg malt der Künstler sein Bild.

Auch die freien Tiere sind da: nun ein Paar Schwäne. Aber nicht nur sie. Was der Künstler in den Tieren erschaute, das Stück sagenhafter, gotthafter Tierheit hat er auch in sich selbst erkannt: Dunkel tappt der Kentaur durch die Lebensflut und trägt das zarte lichte Leben auf sich. Auch da der Gegensatz: Dunkel-Helles, Tragend-Getragenes, Steigendes-Fallendes, alles klingt im großen Begreifen zusammen wie Beginn und Ende. Man sieht ja, wie von dem Kentaurenpaar zu den Schwänen und zu den Mädchen und Reigen unter den Bäumen sich ein Kreislauf des Lebens bis hin zum Gipfel wendet, von dem der Wasserfall wieder herabfällt über die Felsengrotte, wie über ein dunkel zuhörendes Ohr der großen Natur.

Die hätten also Unrecht, welche die «Gefilde der Seligen» (wie die Toteninsel oder den Heiligen Hain) an einer bestimmten Stelle der berauschenden Geographie Italiens entdecken wollten. Wohl ist italienische, ja antike, jegliche Empfindung figurierende Kraft in dem Bilde. Aber jene «Gefilde» treten doch nur wie eine verzauberte Widerspiegelung der äußeren Natur auf. Fast dürfte man nicht daran rühren, ohne daß der Spiegel zerbricht. Darum trifft uns vielleicht die abgebildete Skizze des Bildes in Winterthur so viel mehr als das lauter und straffer geformte, größere Gemälde der Berliner Nationalgalerie. Wer aber über solche Bilder — weil man's so tut — nur schelten zu können glaubt, kennt keine Seligkeit.

Ist es auf Gauguins Bildern seiner fernen Südsee-Seligkeiten anders? Gauguin — der Franzose mit den phantastischen peruanischen Mutterträumen — reiste jenen Inseln wirklich wie einem verlorenen Göttereiland nach. Wie liegen, wie biegen sich da jene Kinder des Himmels und der Erde gebliebenen Menschen liebend oder sterbend der empfundenen Gottheit zu. Gauguin sieht und erkennt voll Staunen die Figuren-Gebundenheit, schon wenn zwei scherzende Mädchen beieinander sind. Eine ganz neue Kraft der Komposition wächst ihm daraus zu. Es genügt, wenn wir das Künstlerische, die Komposition und die unerhört reine Glut der Farbe erleben. Denn in die «Gefilde der Seligen» versetzt uns auch heute kein anderer als dieser innere Schritt, den die Künstler im Gefühle herannahender Katastrophen schon zu Ende des letzten Jahrhunderts taten.

Walter Ueberwasser

GREGOR RABINOVITCH: *«Chaos.»*

DAS GOLDENE ZEITALTER IN DER SÜDSEE

Aus Herman Melvilles Roman «Taïpi»

Die Tage folgen einander still und einer nach dem anderen vergeht in Behagen und Glück, und die Geschichte eines Tages ist die Geschichte eines Lebens.

Man stand nicht allzufrüh auf. Die Sonne schoß ihre goldenen Strahlen über den Berg von Happar, ehe ich meine Tappadecke abwarf, meine lange Tunika umgürtete und mit Fayawe und Kory-Kory und allen anderen im Hause zum Fluß hinabschlenderte. Hier fanden wir bereits alle versammelt, die in unserem Teil des Tales wohnten, und badeten mit ihnen. Die frische Morgenluft und das kühlfließende Wasser brachten Seele und Leib in Glut, und wenn wir uns etwa eine halbe Stunde so erfrischt hatten, schlenderten wir wieder zum Hause zurück. Teinor und Maheyo sammelten auf dem Wege trockene Zweige, um Feuer zu machen; einige der jungen Leute holten im Vorübergehen ein paar Früchte von den Kokosnußbäumen; Kory-Kory trieb seine seltsamen Possen, um mich zu unterhalten, und Fayawe und ich gingen, nicht Arm in Arm, aber doch manchmal Hand in Hand, die freundlichsten Gefühle für die ganze Welt und besonderes Wohlwollen füreinander im Herzen.

Nach dem Frühstück wurden die Pfeifen angezündet, darunter meine eigene, ein Geschenk des ritterlichen Mehivi. Die Inselbewohner, die immer nur in langen Zwischenräumen ein oder zwei Züge tun und ihre Pfeifen beständig von Hand zu Hand gehen lassen, fanden meine Art, systematisch vier oder fünf vollgestopfte Pfeifen hintereinander zu rauchen, einfach wunderbar. Wenn zwei oder drei Pfeifen umhergereicht und ausgeraucht waren, brach die Gesellschaft allmählich auf. Marheyo begab sich zu der kleinen Hütte, an der er ewig baute. Teinor begann ihre Tapparollen nachzusehen oder flocht mit geschäftigen Fingern Grasmatten. Die Mädchen salbten einander mit ihren duftenden Oelen, flochten ihr Haar oder sahen ihren Putz nach und verglichen ihre Elfenbeinschmuckstücke, die aus Eberhauern oder Walfischzähnen geschnitzt waren. Die jungen Männer und Kinder nahmen ihre Ruder, Keulen, Kanugeräte und Kriegsmuscheln vor und schnitzten mit spitzen Muschelstücken oder Feuersteinen alle Arten von Figuren hinein. Manche warfen sich sogleich nach dem Essen wieder auf die einladenden Matten und nahmen die Beschäftigung der Nacht wieder auf, das heißt sie schliefen wieder ein, und so fest, als ob sie wochenlang kein Auge geschlossen hätten. Andere schlenderten in die Haine hinaus, um Früchte oder Rindenfasern und Blätter zu sammeln; beides wurde beständig gebraucht und zu hunderterlei Zwecken verwendet. Einige der Mädchen verschwanden vielleicht in den Wäldern, um Blumen zu suchen, oder trugen kleine Kalebassen und Kokosschalen zum Fluß hinab, um sie durch Reiben im Wasser mit einem glatten Stein zu polieren. Das unschuldige Völkchen wußte sich immer einen Zeitvertreib, und es wäre nicht leicht, alle ihre Beschäftigungen oder vielmehr all ihre Vergnügungen aufzuzählen.

Meine eigenen Vormittage verbrachte ich in mannigfachster Weise. Manchmal wanderte ich von Haus zu Haus, überall eines herzlichen Willkommens gewiß, oder zog, von Kory-Kory und Fayawe und einer ganzen Bande vergnügter junger Müßiggänger begleitet, von Hain zu Hain und von einer schattigen Stelle zur anderen. Manchmal war ich zu träge, um mir Bewegung zu machen, und nahm daher eine der vielen Einladungen an, die ich beständig erhielt, streckte mich auf die Matten irgendeines gastlichen Hauses und unterhielt mich damit, das Treiben der anderen zu beobachten oder selbst daran teilzunehmen. Wenn ich das letztere vorzog, kannte das Entzücken der Eingeborenen keine Grenzen, und immer gab es eine Menge, die sich um die Ehre bewarben, mich irgendeine besondere Fertigkeit lehren zu dürfen. Ich war bald ein geschickter Arbeiter, der sich auf die Zubereitung von Tappa verstand; ich wußte eine Grasschlinge zu flechten so gut wie irgendeiner, und eines Tages schnitzte ich mit meinem Messer den Schaft eines Wurfspeers so vortrefflich, daß ich überzeugt bin, Karnunu, sein Besitzer, bewahrt ihn noch heute als besondere Probe meines Könnens auf. Wenn es gegen Mittag ging, kehrten alle, die das Haus verlassen hatten, der Reihe nach zurück, und wenn die Sonne wirklich in Mittagshöhe stand, hörte man im ganzen Tal kaum mehr einen Laut; denn alles lag in tiefem Schlaf. Diese genußvolle Siesta fiel kaum jemals aus, nur der alte Marheyo war von so exzentrischem Wesen, daß er sich an keine feste Gewohnheit hielt, sondern je nach der Laune des Augenblicks schlief, aß oder an seiner Hütte herumzimmerte, ohne sich um Zeit oder Ort zu kümmern. Manchmal hielt er sein Schläfchen draußen in der Mittagssonne oder nahm um Mitternacht ein Bad im Fluß . . .

Der Mittagsschlummer dauerte gewöhnlich anderthalb Stunden, oft auch länger; wenn die Schläfer sich von ihren Matten erhoben, griffen sie wieder zu ihren Pfeifen und trafen dann ihre Vorbereitungen für die Hauptmahlzeit des Tages . . .

Nachdem ich einen beträchtlichen Teil des Nachmittags mit den Häuptlingen im Tai verbracht, pflegte ich in der Kühle des Abends entweder mit Fayawe auf dem kleinen See umherzusegeln oder mit den Wilden im Flusse zu baden, die zu dieser Stunde fast immer dort zu finden waren. Wenn die Schatten der Nacht sich senkten, versammelte Marheyos Haushalt sich wieder unter seinem Dach; Fackeln wurden angezündet, lange seltsame Lieder gesungen und endlose Geschichten erzählt — aus denen allerdings einer der Anwesenden nicht recht klug wurde — und mit geselligen Vergnügungen jeder Art die Zeit vertrieben.

Oft tanzten die jungen Mädchen im Mondlicht vor ihren Häusern. Es gab eine Menge verschiedener Tänze, aber nie sah ich die Männer daran teilnehmen . . .

Wenn kein besonderes Fest im Gange war, zog man sich in Marheyos Haus ziemlich früh zurück. Aber nicht für die ganze Nacht; denn nach kurzem, leichtem Schlummer standen alle wieder auf, zündeten die Fackeln an und nahmen die dritte und letzte Mahlzeit ein, bei der nur Poï-Poï gegessen wurde, dann taten sie noch einen Zug aus einer Pfeife und machten sich für die große Arbeit der Nacht, den Schlaf, bereit.

Links: Die Taufe im Rhein vor etwa acht Jahren, aufgenommen bei Langwiesen in der Nähe des Klosters Paradies. Solche Taufen werden zu verschiedenen Zeiten vollzogen von der Pfingstmission, einer stark enthusiastischen Sekte, die alles Gewicht darauf legt, daß bei ihren Gliedern der Heilige Geist ausgegossen werde, und die keine andere letzte Bindung anerkennt als den Heiligen Geist. Damit vertreten die Angehörigen dieser Sekte bei aller religiösen Enge eine sicherlich wichtige Seite des Evangeliums, nämlich die, daß es darauf ankomme, in der Welt den Geist zu haben und nicht etwa die Tradition oder den Buchstaben oder das Dogma. Sie gehört zu den chiliastischen Sekten durch ihren Glauben, daß mit der Ausgießung des Heiligen Geistes das Ende heranbreche, und sieht in ihren Gliedern die Vertreter der Auserwählten. Aeußeres Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde ist die durch Untertauchen in das Rheinwasser vollzogene Taufe der Erwachsenen. *Aufnahme Max Seidel*

ORPLID. MEIN LAND . . .

Ich hatte in meinen akademischen Jahren einen trefflichen Freund, mit welchem ich, abseits von unsern ordentlichen Studien und freilich auch mitunter sehr auf ihre Kosten, gemeinschaftlich gewisse Lieblingsfächer pflegte. Wir trieben Musik, wir lasen die alten und neueren Dichter zusammen; vornehmlich war es Shakespeare, der uns auf Weg und Steg begleitete. In selbsttätiger Weise ging man auf Poesie als solche gar nicht aus. Wir ersannen wohl Märchen genug und Geschichten. Dies alles aber diente nur dem gegenwärtigen Genuß, an einen künftigen Gebrauch, an kunstmäßige Form, an eine Autorschaft dachte keiner von beiden. In diesem Sinne nun erfanden wir für unsere Dichtung einen außerhalb der bekannten Welt gelegenen Boden, eine abgeschlossene Insel, auf welcher ein kräftiges Heldenvolk, in verschiedene Stämme und Grenzen geteilt, verschieden im Charakter, jedoch von wesentlich gleichartiger Religion, gewohnt haben sollte. Die Insel hieß *Orplid*, und ihre Lage dachte man sich im Stillen Ozean östlich von Neuseeland. Orplid hieß vorzugsweise die Stadt des bedeutendsten Königreichs. Dieselbe war auf Felsengrund in einem großen herrlichen Landsee gelagert. Sie soll von göttlicher Gründung gewesen sein, und die Göttin Weyla, von welcher der Hauptfluß seinen Namen hatte, war ihre vorzügliche Beschützerin. Stückweise und nach den wichtigsten Zeiträumen erzählten wir uns die Geschichte dieser Völker. An merkwürdigen Kriegen und Abenteuern fehlte es nicht.

Orplid, vormals der Augapfel der Himmlischen, zog sich im Lauf der späteren Jahrhunderte den schweren Zorn derselben zu, als unter der Herrschaft des letzten, vergötterten Königs die alte Sitteneinfalt überall einer verderblichen Verfeinerung der Denkart wich. Ein schreckliches Verhängnis raffte die lebende Menschheit dahin, selbst ihre Wohnungen sanken in Staub, nur das Lieblingskind Weylas, Burg und Stadt Orplid, durfte, obgleich ausgestorben und öde, als ein traurig schönes Denkmal vergangener Hoheit stehenbleiben. Die Götter wandten sich auf ewig von diesem Schauplatz ab, kaum daß jene erhabene Herrscherin ihm noch zuweilen einen Blick vergönnte, und dieses auch nur eines einzigen Sterblichen halber, der einem höheren Ratschluß zufolge die allgemeine Zerstörung weit überleben mußte. Es war dies eben jener letzte und mächtigste Fürst, welcher gegen den Willen der Götter die sämtlichen Völker mit Waffengewalt unter seinen Zepter gebracht.

In den neuesten Zeiten nun aber geschah's, daß eine Anzahl Europäer, meistens Deutsche aus der arbeitenden Klasse, auf einer Seefahrt nach Van Diemensland begriffen, mit ihrem Schiff bei unserer Insel scheiterte und notgedrungen sich darauf ansiedelte. Unter ihnen befand sich der Schiffseigentümer, ein braver Holländer, sodann mit Frau und Kind ein vornehmer spanischer Flüchtling, Don Anselmo genannt, und ferner, gleichfalls mit Familie, ein englischer Gelehrter, Mr. Harry, dessen beste Habe, in einer kleinen Bibliothek und kostbaren Instrumenten bestehend, nebst einem guten Teil der übrigen Ladung, samt allerlei Werkzeug und Waffen gerettet worden war. Nach freier Uebereinkunft beschwor die Gesellschaft eine Art von aristokratischer Verfassung, an deren Spitze die drei Männer traten. Die Leute richteten sich teils in den Ruinen der unteren Stadt nächst dem Wasser, teils auf dem Lande ein. Bald stand die Kolonie im besten Flor, und schon blühte eine zweite Generation zur Zeit, da unser Schauspiel sich eröffnet.

ERSTE SZENE

Ansicht der Stadt Orplid mit der Burg; rechts noch ein Teil vom See. Es ist Nacht. Drei Einwohner sitzen auf einer Hausbank im Gespräch: Sundrard, der Fischer, mit seinem Knaben, und Löwener, der Schmied.

Sundrard: Laßt uns noch eine Weile hier in der Kühle sitzen und plaudern. Gleich werden wir den Mond dort hinter der Burg heraufkommen sehen.

Knabe: Vater, haben denn von alters her in dieser Stadt auch Menschen gewohnt, wie wir sind?

Sundrard: Ja freilich, Kind. Hör' an! Als unsere Väter, vom Meersturm verschlagen, vor sechzig Jahren ungefähr, auf einem halb zerbrochnen Schiff an einem Vorgebirg der Insel landeten, wo man's das Einhorn heißt, und nunmehr tiefer in dem Land sich rings umschauten, da war nur Wildnis überall und öde Stätte. Das Volk, das einst hier hauste, ist schon, wer weiß wie lange, ausgestorben; durch ein besonderes göttliches Gericht, meint man; denn weder Hungersnot noch allzu schwere Krankheit entsteht auf dieser Insel. Mein Großvater hat mir öfters erzählt: sie waren nur ein kleiner Haufen Leute, kaum hundert an der Zahl; Männer, Weiber und Kinder; er selbst ein Junge von fünfzehn Jahren. Er wußte nicht genug zu sagen, wie alle sich verwundert hätten ob solcher Schönheit von Gebirgen, Tälern, Flüssen, insonderheit über dem Wachstum von allerlei fremdem Getreid' und großen Baumfrüchten; dazu viel edles Wild, Vögel und Fische. Sechs Tage seien sie herumgezogen, kreuz und quer, bis sich von fern auf einem blanken klaren See was Dunkeles gezeigt, recht wie ein steinernes Wundergewächs, ja gar wie eine wundersam gezackte Blumenkrone anzusehn. Als aber etliche von ihnen auf der schmalen Landzunge vordrangen, die dort wie eine Brücke hinüberführt über den See, da war es eine ganze Stadt mit gewaltigen Mauern, Zinnen und Türmen. Des erschraken sie anfangs und meinten, man käme übel an; sie lagen auch die ganze Nacht, wo es an einem fort regnete, unter den Felsen, vor den Mauern ruhig. Nun aber es nach und nach tagte, kam sie beinahe noch ein ärger Grauen an. Es krähten keine Hähne, kein Wagen ließ sich hören, kein Bäcker schlug den Laden auf, es stieg kein Rauch von den Dächern. Mein Vater sagte gleichnisweis, der Himmel habe ob der Stadt gelegen, wie eine graue Augbraun' über einem toten und erstarrten Auge. Endlich traten sie sacht in die Wölbung der offenen Tore und sahn sich in den breiten Straßen um. Man vernahm keinen Laut als den eigenen Fußtritt und den Regen, der noch von den Dächern abtropfte, indes die Sonne nun schon warm und helle in den Gassen lag; nichts rührte sich auch in dem Innern der Häuser.

Knabe: Warum aber wohnen wir neuen Leute fast alle nur so an den Enden der Stadt herum und nicht in den großen und schönen Gebäuden dort oben?

Sundrard: Es ist einmal so hergebracht vom Anfang an; auch wäre dort nicht so vertraut zusammennisten.

Löwener: Wo wir jetzt hausen, da waren vor alters vermutlich die Buden der Krämer und Handwerker, die Hütten der Schiffer und Fischer.

Sundrard: Weißt du noch, Nachbar, wie wir als Buben oft abends im Zwielicht durch die unheimlichen Plätze und Gassen hinstreiften, wo es von allen Seiten hallt, als wenn man an hohle Fässer klopft? Wir wagten uns manchmal bis auf den Markt, wo die drei mächtigen Spitzsäulen stehn. Es hieß, der schwarze Stein schluckt' unter Tags den Strahl der Sonne an und lasse Funken fahren bei Nacht, wenn man mit dem Finger dran rühre.

Löwener: Wohl. Neulich sagte mir der Engländer, das kleine Männchen auf der Burg, von den drei Säulen, sie wären eine Art von Sonnenzeiger bei den Alten gewesen, es stünden noch die Stundenzahlen darauf eingehauen und allerlei besondere Schrift, dergleichen sich auch sonst, und auf der Burg zumal, noch vieles finde. Da hat er denn schon dies und das herausstudiert . . .

Aus Eduard Mörikes «Maler Nolten»

Eines aber ist uns eingeschrieben
Wie dem starren Stein der Gletscherschliff.
Stürme toben, Wellen sind getrieben,
An den Ufern Fahnen Gischtes stieben;
Doch der Kompaß kettet Land und Schiff.

Dieses Heimwärtswünschen im Verworrnen
Ist der Pol im sternbesäten Ring.
Unaufhörlich irren die Verlornen,
Hände suchen Hände, fassen Dornen;
Nur der Hoffnung ist kein Leid gering:

Immer wächst aus kummervollen Herzen
Heilig wie ein Kreuz die Blume Not.
Frommen duften selbst die bittern Schmerzen;
Blasse Arme sind geweihte Kerzen,
Und der Stein im Munde wird zu Brot.

Mag geschehen, was die Himmel wähnen;
Von den Himmeln kommt der Trost zugleich.
Aus den peingeweinten und aus denen,
Die noch quellen werden — aus den Tränen
Glänzt der Träume Tausendjahrereich! *Hans Schumacher*

RELIGIÖSE WUNSCHTRÄUME IN NEUERER ZEIT

Die Religionspsychologie lehrt uns, daß die *Erlösungssehnsucht* das Urmotiv aller religiösen Wunschträume darstellt. Dieses Verlangen ist aber je nach der Seelenstruktur des Menschen höchst verschiedenartig. Hinter der herrlichsten Erlösungssehnsucht, die sich in ergreifendsten Hymnen zum Himmel erhebt, kann sich mitunter gewöhnlicher *Eudämonismus*, *Angst* vor dem Leben oder ganz natürliche *Triebhaftigkeit* verbergen. Gerade der religiöse Mensch, der auf der Schattenseite des Lebens sein irdisches Dasein zu fristen genötigt ist, träumt von einem Himmel, worin es ihm, dem Armen, sehr gut und den andern, den Reichen, sehr schlecht ergehen wird. Der gleiche Mensch, der sich den praktischen Anforderungen des Lebenskampfes nicht gewachsen fühlt, flieht unter die Fittiche seines starken Gottes und zittert zugleich aus Angst vor den Dämonen, die ihn bis in die geweihtesten Schlupfwinkel verfolgen. Daher stellen wir bei den sogenannten Frommen da und dort eine unerhört tapfere Glaubenszuversicht und zugleich eine seltsame Verzagtheit und Weltfurcht fest, die unvereinbar erscheinen müßten, wenn man eben nicht um die Zwiespältigkeit der ausgesprochen frommen Seele wüßte. Daß ein aus derart polaren Gegensätzen stammendes inneres und äußeres Gleichgewicht Spannungen größten Ausmaßes erzeugt, ist klar. Klar ist ebenfalls die Tatsache, daß solche weitgespannten Persönlichkeiten die Gabe zu religiösen Höchstleistungen aufweisen, wie es uns gerade die Kirchen- und Sektengeschichte sozusagen ohne Unterbruch vor Augen führt. Größte Gnade und größte «Sündenfähigkeit» sind oft in ein und derselben Person enthalten.

Solche Menschen müssen sich zeit ihres Lebens stets von neuem nach Erlösung sehnen; die Unbeholfenen unter ihnen verlangen nach einem Zustand, der dem äußern *und* innern Menschen Glückseligkeit verschafft; wobei also die Vorteile des himmlischen und irdischen Daseins in Erscheinung treten dürften. Deshalb richten sich die entsprechenden Wunschträume meist nach einem Paradies auf Erden, wo nicht nur die Schwerter in Sicheln verwandelt werden, sondern wo auch allen persönlichen Sehnsüchten und Neigungen des Einzelnen Befriedigung zuteil werde. Das Erwachen erfolgt mit mathematischer Sicherheit immer dann, wenn sich zwangsläufig eine neue Situation ergibt, welche die Gläubigen beharrlich aus ihrer Heilsrechnung ausgelassen haben. Die zu späte Erkenntnis in der traumlosen Wirklichkeit, wo die ersehnte Erlösung gar nicht mehr möglich sein kann, schafft zuweilen für die Betroffenen bitterste Enttäuschungen, die sogar ihren innern und äußern Zusammenbruch zur Folge haben können.

Im folgenden sei auf einige neuere Bewegungen hingewiesen, in denen der Traum eines religiösen Wunschreiches die treibende Kraft darstellt.

Das eine Beispiel möge zeigen, wie gewisse fromme Seelen entweder in tiefster Erschütterung zusammenbrechen oder in mutiger Inangriffnahme eines nüchterneren Wirkens von neuem zu leben anfangen, nachdem sie durch die unbarmherzigen Ereignisse aus ihrem religiösen Wunschtraum aufgeweckt wurden.

In schönster Lage an einem unserer Jurahänge fristeten vor Jahrzehnten eine stattliche Anzahl frommer Brüder und Schwestern in einem mächtigen landwirtschaftlichen Betrieb ein ideales Familiendasein im Herrn. Sie pflegten den heiligen Kommunismus der Urgemeinde zu Jerusalem, um auf diese selbstlose Weise den Anbruch des Reiches Gottes auf Erden zu fördern. Als Cœurs purs, wie sie von der weniger heiligen Umgebung genannt wurden, verzichteten sie einzeln nicht nur auf jeglichen Besitz — alles gehörte allen —, sondern auch auf die Ehe, ja auch auf die harmlosesten Lustbarkeiten dieser Welt. Sie lebten des Glaubens, daß ihr Führer und geistlicher Vater, ein liebenswürdiger alter Herr, der noch vor seiner Erweckung eine Familie gegründet hatte, den Tod nicht

schmecken werde, weil er — ähnlich wie Christus — in sündenloser Reinheit den Anbruch des Reiches Gottes auf Erden in die Wege leiten werde. Und nach ihm, so glaubten diese Cœurs purs zuversichtlich, werde auch jedes Einzelne von ihnen nicht mehr der Verwesung anheimfallen, weil demnächst das Reich Gottes ganz sicher anbreche . . . die Anzeichen dafür seien deutlich vorhanden! — Zwar erreichte der liebe geistliche Vater ein sehr hohes Alter, aber eines Tages starb er doch. Wochenlang wurde von den erschütterten «Kindern» um seine Wiedererweckung gebetet, seine Kleider hielt man in Ordnung, und alles Nötige war zum Empfang bereit gemacht. Aber er kam nicht zurück! — Nachdem der selige Wunschtraum endgültig begraben werden mußte, kamen auch die urchristliche Gütergemeinschaft, die absolute Sittenreinheit und der vorbildliche Hausfriede im Laufe weniger Jahre bedenklich ins Wanken. Eine energische und organisatorisch begabte leibliche Tochter des Verblichenen riß die Herrschaft und die gemeinsamen Güter an sich und weigerte sich beharrlich, den wieder in die «Welt» zurückkehrenden enttäuschten Brüdern und Schwestern im Herrn ihr Teil auszuhändigen, das diese früher einmal, freilich ohne Quittung, für die «Familie» abgegeben hatten. Die weltliche Gewalt mußte einschreiten und einigermaßen zum Rechten sehen. Heute ist jedenfalls die weltlich gewordene Tochter des Gründers der Gemeinschaft Alleinbesitzerin vieler Güter; derer, die nie alle werden, gibt es unter ihrem Szepter noch etliche, lauter kleine Leute, die an das kommende Reich Gottes glaubten und, als es dann nicht kam, dennoch als arme Brüder und Schwestern auf dem «heiligen Land» blieben. Die nüchterneren Seelen haben es, zum größten Teil unter Verzicht auf ihre Einlagen, verlassen und sich in der Welt eine neue Existenz suchen müssen. Sie sind heute der Meinung, daß man wohl einigermaßen auf die Länge als Cœur pur leben könne, wenn man sich dabei in den Hauptpunkten der gegenwärtigen Schöpfungsordnung anpasse, sonst bestehe nämlich die Gefahr, daß man aus Verzweiflung über den Zusammenbruch der sehnsüchtig gehegten Wunschträume mit dem so schönen Glauben auch noch das reine Herz verlieren könne.

In einem zweiten Beispiel aus der Gegenwart möchte ich auf eine fromme Bewegung hinweisen, die noch mitten im seligsten Wunschtraum wirkt und gedeiht. Die Ernüchterung steht bei ihr, wie bei allen ähnlichen Menschenkreisen, soweit sie von der Sektenkunde registriert werden können, noch bevor. Auch diese Bewegung ist des vorläufig unerschütterlichen Glaubens, sie sei im Besitz der eigentlichen Wahrheit. Dieser Glaube wird durch das Dogma gehalten, daß der Gründer, Alexander Freytag in Cartigny bei Genf, trotz seiner 76 Jahre ebenfalls nicht sterben werde, sondern mit der «kleinen Herde» — die Bibel spricht von 144000 Seelen — nach dem Ablauf des Weltzeitalters, das gegenwärtig in die Brüche gehe, den Anbruch des neuen Zeitalters als «Reich des Friedens und der Gerechtigkeit» in die Wege zu leiten berufen sei. Vorläufig hält Freytag mit seinem Stab treu ergebener Mitarbeiter in der Schweiz, in Frankreich und neuerdings wenn möglich auch wieder in Deutschland «menschenfreundliche Versammlungen», läßt seine «Imprimerie du Château de Cartigny» ununterbrochen laufen, um Tausende und aber Tausende von Flugblättern, Broschüren und Erbauungsschriften deutsch und französisch in alle Welt hinausfliegen zu lassen. Eine Riesenauflage erreicht stets seine Zeitschrift «Le Moniteur du règne de la justice», die er bis auf die letzte Zeile selber verfaßt. Im Schloß Cartigny leben heute rund 30 Glieder der «Familie Freytag» in Eintracht, Güter- und Arbeitsgemeinschaft beisammen. Wer dem Schloß einen Besuch abstattet, ist angenehm berührt vom Geist der Liebe, der Zusammengehörigkeit und Arbeitsfreude, welcher diese Brüder und Schwestern beseelt. Der Außenstehende wird nicht skeptisch oder argwöhnisch, sondern überaus freundlich und wohlwollend empfangen. Diese Menschen sind von ihrem Glauben und ihrer weltumspannenden Mission derart besessen, daß sie überhaupt nur noch alle Welt, alles, was da kommt und geht, durch die Brille ihrer chiliastischen Dogmatik zu sehen vermögen. Alle Fragen, die ich dem Leiter des administrativen Betriebes stellte, wurden mir offen und aufs bereitwilligste beantwortet. So erfuhr ich zunächst allerhand Interessantes über die Lebensweise der Brüder und Schwestern im Schloß Cartigny. Die Gemeinschaft lebt vegetarisch. Milch und Milchprodukte werden fast ganz gemieden, weil sie dem menschlichen Organismus auf die Länge nicht sehr bekömmlich seien. Der hohe Prozentsatz der Tuberkulose in der Schweiz sei mit dem großen Milchkonsum in Zusammenhang zu bringen. Und das Altwerden, genau genommen das glückliche, unzerstörbare Leben auf dieser Welt, gehört eben zu den wichtigsten Lebenszielen dieser Menschen. Die Mitglieder sind felsenfest überzeugt, daß sie und ihr Führer Freytag, den sie kurzweg den «Sendboten» (le messager) nennen, die neue Weltordnung des Friedens und der Gerechtigkeit in allernächster Zeit herbeiführen. Sterben werde nur noch, wer in dieser kurzen Zeit der Sünde verfalle. Psychologisch interessant, aber theologisch etwas unklar ist das ganze religiöse Lehrgebäude Freytags, das er in drei umständlich geschriebenen Büchern darzustellen versuchte. In vielen Dingen, namentlich was die Soteriologie betrifft, erinnert uns Freytags System an die Ernsten Bibelforscher. Den großen Erfolg, den die Bewegung gegenwärtig bei uns aufzuweisen hat, verdankt sie teils der unerhörten Heilsgewißheit, die Freytag und sein Stab auf fanatische Weise verkünden und verkörpern, ebensosehr aber auch der wirklich menschenfreundlichen Art, die in einer haßerfüllten Welt auf viele, namentlich schlichte Menschen, geradezu wie Balsam wirkt. Da innerhalb der Gemeinschaft die theologische Arbeit vom Haupt allein geleistet wird, so fallen die rabies theologorum, alle Richtungen und alle Auffassungsunterschiede weg. Es wird einfach geglaubt, was der Geist Gottes durch Herrn Freytag verkündigen läßt. Und die Menschen sind vorläufig glücklich dabei. In rein menschlicher Hinsicht wird den Anhängern, vorab aber den Proselyten, eine gewisse Freiheit gelassen. Schon aus dem Grunde, weil die Freytagianer überzeugt sind, daß die Liebe die größte Macht auf Erden darstellt. Mögen sie daneben die konfusesten Dinge behaupten, in diesem einen Punkt haben sie sicher recht. Und um dieser Liebe willen, welche sie gegenwärtig in heiliger Begeisterung vorlebt, haftet der ganzen Bewegung — trotz ihrer chiliastischen Schwärmerei — ein sympathischer Zug an. Dem Außenstehenden schneidet der Gedanke ins Herz: wie bitter muß eines Tages die Enttäuschung sein, wenn das Oberhaupt doch sterben wird, wenn einer nach dem andern aus ihren Reihen doch in die Erde gelegt werden muß . . . Doch heute lächeln diese Leute überlegen bei solchen Aeußerungen, die nach ihrem Dafürhalten nur ein Mensch aussprechen kann, der dem Reiche Gottes und *der* «Wahrheit» noch fernsteht. — Ich habe nicht den Mut gehabt, ihnen an Hand von so und so vielen ähnlichen Beispielen aus der Kirchen- und Sektengeschichte zu zeigen, wie Tausende und aber Tausende vor ihnen ähnlich gedacht und ebenso innig geglaubt und genau so herrlich vom Reich Gottes geträumt haben . . . und doch eines Tages erwachten, als ihr frommer Wunschtraum jämmerlich in Scherben fiel. Im Gegenteil, ich habe einige Broschüren gekauft und, ohne zu heucheln, gerne gestanden, daß der Geist des Schlosses von Cartigny und der Geist der ganzen Bewegung dieser «Engel Jehovas» auf mich einen sehr freundlichen Eindruck gemacht habe.

Kuno Christen

Die Taufe der Pfingstmissions-Angehörigen im Rhein. Aufnahme Max Seidel

4

5

6

7

8

9

1 *Illustration von A. C. Michael zu Herbert George Wells «Der Luftkrieg», erschienen London 1908. Die damalige Vision ist furchtbarste Wirklichkeit geworden.*

2 *John Heartfield: Nach der Sintflut. Photomontage.*

3 *Max Ernst: La ville entière.*

4 + 5 *de Montant: Die Mondrakete. Zwei Illustrationen zu Jules Verne (1828—1905). De la terre à la lune, trajet direct en 97 heures 20 minutes. Erstausgabe Paris 1866.*

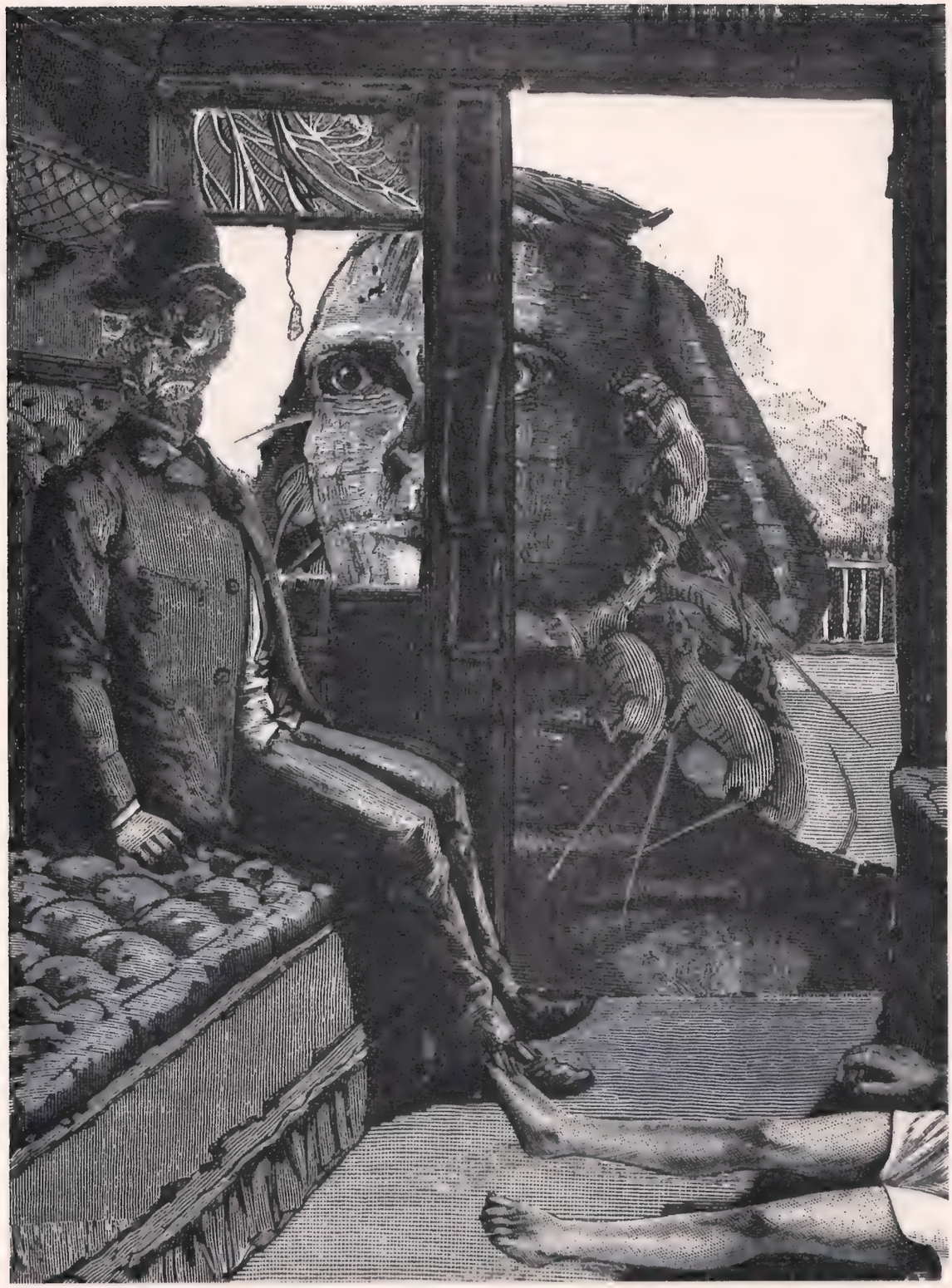
6 *Illustration von J. J. Gérard (1803—47), genannt Grandville, zu «Gullivers Reisen» von Swift. Gulliver, der auf einer Insel Zuflucht vor verfolgenden Seeräubern gefunden hat, sieht eine Insel durch die Luft auf sich zuschweben. Sie heißt Laputa und ist von einem verschrobenen, gelehrten Volk von Mathematikern und Sternguckern bewohnt.*

7 *Vaterfreuden in hundert Jahren: Homunculus! Aus einem 1909 erschienenen Sammelwerk: «Die Welt in 100 Jahren», an dem auch Hermann Bahr und Bertha von Suttner mitgearbeitet haben.*

8 *Biba, sehr alter Pallasianer, der sich besonders für die Sonne interessiert und philosophische Bücher schreibt mit Lesabéndio, ein Führer, der mehr technische als künstlerische Interessen hat und die Erbauung eines großen Turmes am meisten fördert. Zeichnung von Alfred Kubin zu Lesabéndio, einem Asteroiden-Roman von Paul Scheerbart, 1913. Pallas ist ein kleiner Planetoid zwischen Mars und Jupiter.*

9 *Zeichnung J. Briedé zu H. G. Wells «Der Krieg der Welten». Die Marsbewohner sind in England eingebrochen und senden eine Art Todesstrahlen aus. Schließlich erliegen sie aber ihrerseits den Bakterien der irdischen Atmosphäre. (Aus Knut Lundmark: «Das Leben auf anderen Sternen», deutsch 1930.)*

Nachfolgende Doppelseite: *Aus der «Physica sacra» oder «Erklärung der in Heiliger Schrift vorkommenden natürlichen Sachen des Zürcher Stadtarztes Joh. Jak. Scheuchzer. Augsburg 1731». Links: I. Buch Mosis, IX, 12—17. Gott setzt zum Zeichen des neuen Bundes das Gnadenzeichen eines Regenbogens. Rechts: II. Pet., III, 7. Letzte Verbrennung der Erden.*



Die Sphinx erwacht. Blatt aus dem vierten Heft der surrealistischen «Semaine de la bonté» von Max Ernst. Paris 1934

Durch die Vereinigung des Heterogenen werden quälendste Effekte erzielt. Ein Sarg voll farbiger Tuschfläschchen, ein toter Stier auf einem Konzertflügel, eine Nähmaschine auf dem Hochaltar — im Surrealismus bekundet sich ein Wille zur verletzenden Durchmischung aller Sphären. Von einer automatenhaften Objektivität des Nebeneinanderstellens kann ernstlich dabei kaum die Rede sein. Das scheinbar passive, neutrale Bewußtsein des Arrangeurs wird von wohl faßbaren, blasphemischen Absichten gesteuert. Unversehens entstehen so auch apokalyptische Bilder. Wenn die Sphinx erwacht, steht der Zug still, verwandelt sich der Mensch, zerreißt die rationale Ordnung der Welt und wird der unheimliche Grund aller Dinge offenbar. Dantes Hölle ist keine schizophrene, keine surrealistische Vision. Das Schreckliche in ihr sind die Extreme begreifbarer und organisch in sich verbundener Vorgänge. Joyce, Cocteau, Ernst und andere tasten hingegen in eine Welt des Unheimlichen vor, in der das Grauen aus der Gleichzeitigkeit und Nachbarschaft des völlig Unzusammengehörigen entsteht. Der moderne, ungeborgene Mensch muß auch die Hölle dieser Möglichkeiten durchwandern.

W. R. C.

GUSTAVE DORÉ: *Die Erlösung des ewigen Juden durch das Jüngste Gericht. Aus: Pierre Dupont. La légende du juif errant... Paris 1862*

HANS ERNI

Nicht — was gleich gesagt sei — das Künstlerische der Bilder von Erni steht hier zur Diskussion, sondern deren Vorstellungsinhalte, soweit sich diese im weitesten Sinne des Wortes auf ein Chiliastisches beziehen, das heißt auf den Glauben an das Tausendjährige Reich, das der Bibel, der Offenbarung Johannis, dasjenige Christi und seiner Heiligen, das übrigens von der Christenheit, soweit sie dieser Vorstellung anhängt, nicht nur — und zwar ganz real — erwartet wird, sondern zu wiederholten Malen auch erwartet wurde. So zum Beispiel gerade im Jahre 1000.

Zu den Verwandten der christlich-chiliastischen Vorstellung zählen so ziemlich alle Utopien oder Zukunftsträume, welche auf dem Glauben beruhen, es werde einmal, und zwar in erreichbarer Zeit, wohl ein nicht gerade Tausendjähriges Reich, aber doch einen idealen sozialen Staat geben, wobei denen, die daran glauben (und darum kämpfen), oft das Beispiel der Sowjetunion vorschwebt.

Die Vorstellung vom idealen Staat ist übrigens eine uralte und keineswegs eine moderne und erst recht keine marxistische. Einige — zum Beispiel die Anarchisten — sind sogar der Ueberzeugung, dieser ideale Staat könne nur in der Ueberwindung des Staates bestehen. Schließlich aber soll dieser ideale Zustand, ob nun ein staatlicher oder nicht, einmal schon bestanden haben: für die Juden und Christen im Paradies, für die alten Griechen und Römer im Goldenen Zeitalter.

Da aber unsere Kultur — kurz gesagt — eine Synthese der antiken und der christlichen ist, verschmelzen die beiden Vorstellungen vom Paradies und vom Goldenen Zeitalter oft wie zwei übereinandergeschobene Zeichnungen, von denen die obere auf durchsichtiges Papier gezeichnet wäre, zu einem einzigen Bild. Das zeigt sich besonders auch in der Kunst.

Doch genug davon. Sehen wir uns Ernis erstes Bild «Die Umgestaltung der Wüste» an! Was sehen wir darauf? Erstens einmal — so ziemlich im Zentrum — einen Vermessungstechniker, dessen Kopf und Schopf die Kennzeichen eines Innerschweizers, wenn nicht die eines ehemaligen Hirtenknaben, trägt; zweitens, wie dieser eine Landkarte zeichnet oder darauf Distanzen mit dem Zirkel mißt, wobei diese Landkarte ihrerseits die Kennzeichen einer schweizerischen Karte hat (und bekanntlich glauben die Schweizer, die besten Landkarten der Welt zu haben); drittens am obern Rand eine Reihe von fast gespenstisch im Gegenlicht und in der Silhouette gesehenen Arbeitern, die nicht nur einen wüstenhaften, sondern einen geradezu abstrakten Boden bearbeiten, der nur vage Beziehungen mit einem irgendwie und irgendwo in der Wirklichkeit vorkommenden Boden hat. Es ist der hypothetische Boden eines Programms, einer Utopie. Auf den ersten Blick ist auf Ernis zweitem Bild «Die Wissenschaft» erkennbar, daß darin eine etwas bessere Menschheit dargestellt wird, als es die gegenwärtige ist. Aber der Boden, worauf diese bessere Menschheit lebt, ist ebenfalls ganz abstrakt. Die Pflanzen, die auf diesem Boden wachsen, sind, abgesehen davon, daß sie nirgends richtig wurzeln, nicht gerade große Kulturpflanzen, sondern zum Beispiel Misteln, die — wie man weiß — das pflanzliche Pendant zu den menschlichen Parasiten bilden und nur als Zierpflanzen etwas Achtung genießen. Kurz, es ist ein etwas seltsamer Kulturboden und sonderbarer Pflanzenwuchs.

Doch sehen wir uns die Menschen auf Ernis Bild an! Auf der rechten Seite leben hellere Menschen in eitel Freude, auf der linken Seite weniger helle bei lauter Arbeit. In der Mitte wird gerungen und geschwungen. Gekleidet sind Ernis Menschen mit paradiesischer Nacktheit.

Doch weiter! Links oben wird ein Flugzeugflügel konstruiert, wohl derjenige eines Segelflugzeuges. Die Menschen huldigen hier der Technik. Links unten spielen Jünglinge an einem Atomgittermodell eines Kristalls wie mit einem Zählrahmen oder einer Harfe (man weiß nicht recht). Die Menschen huldigen hier der Wissenschaft, der Basis der modernen Technik, der Bomber und der Atombombe dazu. Rechts oben reitet ein Liebespaar froh ins Freie hinaus. Aber am sichtbarsten von allem sind die beiden Pferde ineinander verliebt. Sie liebkosen sich wiehernd die Köpfe, während bei den Menschen eher der weibliche Teil die Gebärde der Annäherung zu machen scheint. Weiter unten spielt eine Mutter mit ihrem Kind. Aber nur die Mutter spielt wirklich kindlich verspielt, während das Kind eher ernstlich beschäftigt scheint. Unten nun bewundern zwei Mütter ihre beiden Kinder, von denen das eine ernsthafte und gelungene Gehversuche macht. Kurz, während die dunklere — ausschließlich männliche — Hälfte des Bildes studiert, konstruiert und sich trainiert, kurzum «krampft», widmet sich die hellere, mehrheitlich weibliche Hälfte des Bildes einem paradiesischen Liebes- und Familienleben, wie man das in allen künstlerischen Darstellungen des Goldenen Zeitalters bis auf die Details findet.

Verschiedene Vorstellungen überschneiden sich in Ernis künftigem Menschheitsbild: antike, christliche, bürgerliche, marxistische. Antik — wenn auch Renaissancemodellen, Michelangelo usw. entnommen — ist die Nacktheit der Ernischen Menschen, christlich aber, ja puritanisch das, daß alle Erwachsenen stets Stellungen einnehmen, die

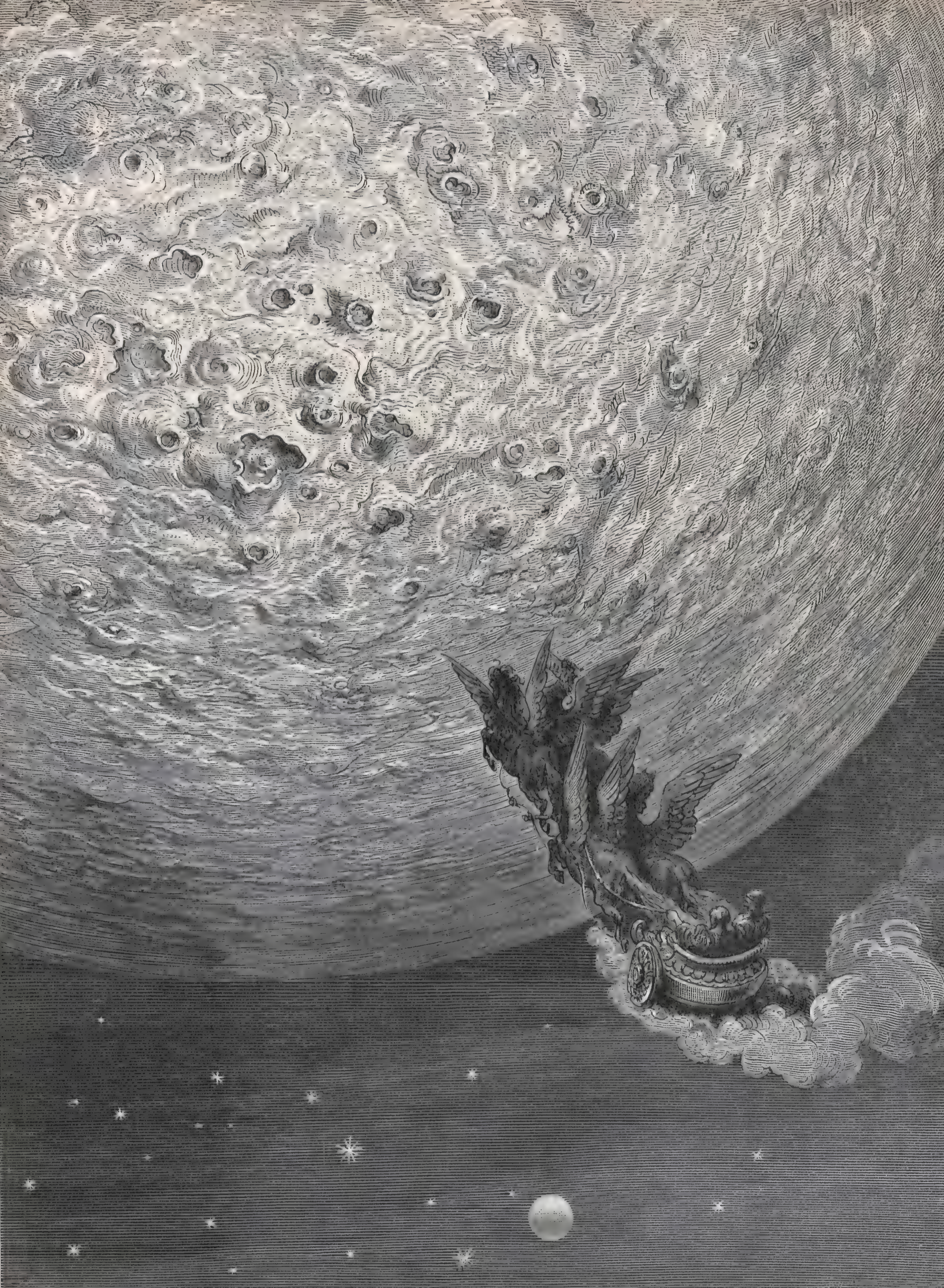
Figur von einem Skizzenblatt

nichts oder doch herzlich wenig von den entscheidenden Geschlechtsmerkmalen verraten (so daß sie die Prüdheit nicht erst mit Tüchern verhüllen muß). Bürgerlich ist die Vorstellung, daß die Frau auch in der Zukunft ins Haus gehöre und sich nur der Liebe und den fruchtbaren Folgen davon, der Familie, zu widmen habe und keineswegs weder der Wissenschaft noch der Technik (ausgenommen der der Liebeswerbung). Marxistisch, vag mit allen Rosenwassern gestreckt vulgär-marxistisch, ist die wohl etwas paradoxe Vorstellung von einem Paradies der Arbeit (wo doch Adam und Eva, um zur Strafe zu arbeiten, aus dem Paradies gejagt worden sein sollen). Allerdings nimmt dieses Arbeitsparadies, wo wie zum Spiel gearbeitet wird, nur etwas mehr als ein Drittel des Bildes ein, während die Abteilung Freizeitgestaltung den beträchtlicheren Rest beansprucht. Die Arbeit gleichsam als Randerscheinung des zukünftigen Menschheitsbildes, das wäre allerdings ein Bild!

Doch treiben wir die Bildanalyse nicht zu weit! Denn schließlich läßt sie aus einem Kunstwerk — wenn es nur eines ist — alles herauslesen, was man nur will, besonders noch, wenn man nicht nur das, *was* dargestellt, sondern auch — wovon wir aber absehen — das, *wie* etwas gestaltet wird, einer Analyse unterzieht. Aber auf welch abstraktem Boden auch Ernis Menschheitsbild der Zukunft wächst, aus welch widersprechenden Elementen es sich zusammensetzt und wie wenig es, wie jedes utopische Zukunftsbild (es braucht nicht gerade ein gemaltes zu sein) einer logischen Analyse widersteht, ohne deswegen etwas von seinem — so es welchen hat — reinen Schönheitswert zu verlieren, das wäre wohl dargetan. *me.*

Links: Die Umgestaltung der Wüste. Vorentwurf einer Illustration zu M. Ilin, Naturgewalten und Menschenmacht

Nachfolgende Doppelseite: Die Wissenschaft, 1945. Tempera



DER MENSCH ALS GESTALTER SEINES SCHICKSALS

VON WALTER ROBERT CORTI

Der Mensch bedenkt nicht nur grüblerisch sein eigenes Werden und Vergehen, sondern aller Dinge Beginn und Ende. Dabei tragen ihn die Zauberflügel der konstruierenden Phantasie weit über die nun einmal gegebenen Schranken seines sinnlichen Erlebens hinweg. Der Anthropologe Otto Hauser schildert anschaulich den «Menschen vor 100000 Jahren», der amerikanische Schriftsteller Edward Bellamy gibt 1888 einen detaillierten «Rückblick aus dem Jahre 2000». Das sind aber durchaus zahme Versuche. Die mythischen Visionen erschauen Geschehnisse unausdenklich ferner Zeiten. Da hat sich die Welt aus dem Chaos herausgeformt, ist aus dem riesigen Ur-Ei hervorgegangen oder entsprang der Umarmung eines kosmischen Elternpaares. Der Gott der Bibel formte den Menschen aus Lehm und blies ihm seinen Atem ein. In der nordischen Edda besaß der Urriese Ymir eine Kuh, die aus einem salzigen Eisblock Buri, den ersten Menschen herausleckte. Die naiven Mythen läutern sich im Medium des vernünftigen Denkens. 1755 erschien Kants großartige Schrift über die «allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels», welche das Weltwerden aus einem in kreisende Bewegung geratenen Urnebel zu erklären versucht. So entstehen dann die Sonnen mit ihren Planeten, schlagen sich auf diesen die Wasser nieder. Darin bildet sich, späteren Theorien zufolge, das erste Leben, welches Land und Luft erobert und sich zum Menschen emporentwickelt. Tiefsinnige Philosophien sahen in diesem Geschehen die Selbstgebärung Gottes, worin sich Gott aus dem Ungrund, dem unbewußt-dunklen Urwesen zu sich selber findet und zur reinen Vernunft entfaltet. Weltgeschehen ist Gottesgeschehen, Weltwerden ist Gottwerden. Aber wie sie wurde, so vergeht sie dann auch wieder, ertrinkt in einer unermeßlichen Flut oder verbrennt in einem Weltbrand ohnegleichen. In diesem großen Schicksal vollendet sich auch das kleine des Menschen. Bald erscheint er als eine Blüte am gesunden Baum des Seins, bald wieder nur als eine gequälte Ausgeburt des sinnlos, dumpfblinden Weltwillens. Rousseau vertraut den guten Kräften der Natur, gehorchen wir ihren heiligen Aufträgen, dann entfaltet sich alles zum Guten und zeigt die beste der Welten ihr letztlich herrliches Antlitz. Ganz anders deutet Schopenhauer unser Dasein. Wir sind Verlorene eines tragischen Verhängnisses, Unselige von Anbeginn. Was uns erlösen könnte, wäre die Abtötung des Willens. Der Philosoph Mainländer empfahl dafür den Kollektivselbstmord der Menschheit. Folgerichtig hat denn Mainländer auch Selbstmord begangen. Andere Denker schildern den Menschen als einen Mitstreiter Gottes auf Erden. Alles Dasein ist nach ihnen ein großes Drama, in dem die Mächte des Lichtes mit denen der Finsternis streiten. Darin vermag der Mensch Stellung zu nehmen, die Mächte selbst ringen um seine Entscheidung. Und bekennt er sich zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt, so betreibt er im Kampf um seine eigene Erlösung zugleich die Erlösung der kämpfenden göttlichen Welt.

Es gehört zur geheimnisvollen Größe des Menschen, daß er sich Vergangenes und Künftiges höchst bildhaft «vergegenwärtigen» kann. Im Menschen spiegelt sich das Dasein nicht gleichgültig wie die Birke im stillen Weiher. Das Erlebte und Widerfahrene erregt ihn, er nimmt das Gegebene nicht pflanzenhaft duldend hin, er ringt um seinen Sinn. Er lebt nicht allein in der realen Welt der ihn aktuell umgebenden Dinge, sondern auch in einer idealen von Vorstellungen, Träumen, Bildern vergangener und kommender Zustände. Dabei decken sich die erdachte und die wirkliche Welt nur selten. Das Bewußtsein dieses Widerspruches und Gegensatzes bildet eine schwer versiegliche Quelle menschlicher Leiden. Es gelingt uns nur selten, in reiner Gegenwärtigkeit zu leben, immer wieder ziehen wir die Vorstellungen der Vergangenheit und der Zukunft in sie hinein. Wir können uns dabei völlig von ihnen bestimmen lassen. Der eine sieht alles Dasein nur vom Vergangenen her, der andere vom Bild einer möglichen Zukunft. Es gibt ganze Völker, die in der Zeit zurückschauen, auf das alte Wahre. In seiner Hymne auf die «Naturgewalten und die Menschenmacht» sagt der Sowjetrusse Iljin: «Es ist besser, ein Mensch der Zukunft zu sein als ein Mensch der Vergangenheit.» Die meisten Kämpfe der Weltgeschichte lassen sich auf diesen spannungsreichen Ursachennenner bringen. Den einen ist das Wesentliche im Vergangenen beschlossen, das Wahre gilt es zu bewahren. Dem Zukunftszugewandten will das Vergangene oft genug nur als ein erster primitiver Ansatz, als eine Vorstufe der erst noch kommenden grandiosen Offenbarungen und Entfaltungen erscheinen. Als die Bomben in die alten, gewachsenen Städte schlugen, gab es nicht nur Bedauernde. Für eine andere Einstellung wurde damit viel historischer Widerstand weggeräumt, die Trägheit rückgewandter Pietät gebrochen und neues Feld für neue Weltpläne freigemacht.

••

Es ist der Dämon Zeit, der verhindert, daß wir nicht in einer reinen Gegenwart leben können, in einer Welt bewegungsloser Ruhe, wie etwa die Bewohner des zeitentrückten Dornröschenschlosses. Aber jene Märchenmenschen schlafen: Wachsein bedeutet, daß wir im wahrsten Sinne des Wortes Zeitverfallene sind. Mit dem Moment unserer Zeugung beginnt auch der Sand unserer Lebensuhr zu fallen. Wir sind der Zeitlichkeit unterworfen wie einer unentrinnbar tödlichen Krankheit, und wo sich das Bewußtsein dieses Sachverhaltes intensiver verdeutlicht, beginnt die große Unruhe unseres Herzens, die vorausdenkende Sorge, die nagende Weltangst. Wer lebt, muß sterben, wir gehen alle auf unser Ende zu. Wer um den kommenden Tod weiß, dem wird die bergende Heimat des Raumes fragwürdig, und er sucht die Erlösung aus den Aengsten der Zeit. Darum träumt sich der Mensch Wunschräume, in denen er glücklich und todlos leben könnte. Aber die seligen Inseln der Südsee, die uns mit weichem Zauber wohl für eine Weile betören können, vermögen unser Endschicksal nicht zu ändern. Jener Denker kennt die Illusion, wenn er sagt: «Wüßte ich ein Land, wo ich für immer leben könnte, flugs ginge ich hin, um dort meine Tage zu beschließen.» Und so wirft er sein Wunschdenken in das quälende Rätsel, dem er zu entrinnen sucht, nämlich in die Zeit selbst. Wenn wir ihr schon nicht entfliehen können, soll sie selber dereinst die Erlösung bringen. Gibt es hier keine Hoffnung, so gehen wir doch auf ihre Erfüllung zu, und erleben wir sie nicht, so haben wir doch an ihrer geistigen Vorwegnahme eine sinnhafte Richtschnur unseres Handelns. Einmal wird das Paradies anbrechen, das Goldene Zeitalter der Vernunft, die klassenlose Gesellschaft, das Tausendjährige Reich der Gerechtigkeit. Und wir können es vorbereiten helfen, können sein Kommen auf Erden erleichtern. Alle diese Träumer, meint Nietzsche, halten das Sein nicht aus, wie es ist. Es sind keine wahren Liebhaber des Schicksals. «Meine Formel für die Größe am Menschen ist amor fati; daß man nichts anderes haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Notwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen, sondern es lieben!» Aber auch dies ist nur eine der vielen Formeln dieses unglücklich Verzückten aller Morgenröten, dieses Chiliasten des kommenden Menschen.

GUSTAVE DORÉ: *Fahrt auf den Mond. Aus dem «Rasenden Roland», von Ariost*

Oswald Spengler schildert das antike Lebensgefühl als «völlig im gegenwärtigen Moment beschlossen. Nichts sollte an Vergangenes und Künftiges mahnen». Es waren unter den Völkern des Abendlandes die Deutschen, «welche die mechanischen *Uhren* erfanden, schauerliche Symbole der rinnenden Zeit, deren Tag und Nacht von zahllosen Türmen über Westeuropa hin hallende Schläge vielleicht der ungeheuerste Ausdruck sind, dessen ein historisches Weltgefühl überhaupt fähig ist». «Die Barockzeit steigerte das gotische Symbol der Turmuhren noch zu dem Grotesken der Taschenuhren, die den Einzelnen ständig begleiten.» Heute sind diese im Osten und Westen ja beinahe zum technischen Leitfossil der Epoche geworden. Jeder sucht sich so ein tickendes memento mori zu erwerben, um ja auf der Höhe der Zeit zu sein, um ja nichts «Wichtiges» zu verpassen. Das menschliche Dasein unterwirft sich immer mehr einem exakten Stunden- und Minutenplan, jeder von uns kämpft mit existenzbestimmenden Terminen. Wir sind Zeitwesen geworden, Sklaven eines außerordentlich differenzierten Zeitbewußtseins. Alles im Raume Gestaltete, das Dauerhafte, Zeitentrückte, in sich Beruhigte, das dem Werden entzogene Gewordene verliert an ursprünglichem Wert, es hat keine Macht mehr über die Zeit. Die Raumbewertung wird von der Zeitbewertung abhängig. Sofern der Stundenplan es nicht mehr zuläßt, sieht der moderne Mensch die Sterne, den Wald, Weimar und Paestum nicht mehr. Er hat keine Zeit mehr für sie. Das Leben des frühen Bauern und Bürgers ist noch gleichsam eine Funktion seines Lebensraumes. Der Gehetzte unserer Tage aber ist zu einer Funktion zeitlicher Bestimmungen geworden, er wird telephonisch geweckt, turnt nach dem Radio, erreicht den fahrplanmäßigen Zug, geht in sein zeitvertragliches Geschäft, kauft mit seinem Stundenlohn sein Essen (Geld und Zeit sind in unheimlicher Art aufeinander bezogen), haust in einer schon gekündigten Wohnung, wartet auf die Rate seiner Versicherung, auf seine Ferien, auf seine Erlösung, auf seinen Tod. Ein Blick auf die Uhr — und schon greift er nach Hut und Mantel, hastet in eine neue, zeitlich vorbestimmte Situation. Die Zeit zerstört die Dauer, in der allein sich das wahre Wesen der Dinge und der wahre Bezug zu ihnen entfalten kann.

Gewiß kennt auch die Antike den in die Gegenwart wirkenden Bezug zum Vergangenen und Kommenden. Es sei nur an die Weltalterlehre Hesiods mit ihrem Pessimismus eines fortschreitenden Abstieges vom goldenen zum eisernen Zeitalter erinnert. Aber gerade die griechische Geistigkeit ist reich an Vertretern eines weltbildbestimmenden räumlichen Gestaltbewußtseins. Der Fluß der Zeit scheint ja alle Dinge auszuhöhlen, sie der Vergänglichkeit auszuliefern, ihren Seinswert zu schwächen. Nichts hat in der Zeit Bestand. Dennoch gibt es eine seiende, zeitentzogene Welt, und auch im Hiesigen bestehen genügend Gegengewichte zu der unablässig zerstörerischen, revolutionären, chronischen Neuerungssucht, die mit der Zeitlichkeit zusammenhängt. Das griechische Wort für «Welt», kosmos, bedeutet Schmuck, statisch-räumliche Ordnung, die verehrend erkannt und erkennend verehrt wurde. Das Seiende, das Beständige erhält vor dem Werdenden und sich immer neu Verwandelnden den Vorzug. Es ist nach ewigen Ideen gebildet, und ein Verfall im Zeitlichen kann mindestens diese nicht verändern. Ebenso bedeutet das lateinische mundus (franz. monde) Schmuck, sogar im Sinne eines Toilettengerätes, dann wiederum die Weltordnung. Offenbar haben die Römer diese Vorstellung einfach von den Griechen übernommen. Anders verhält es sich dagegen mit dem deutschen Wort «Welt», das sich vom altnordischen werold herleitet, von «wer», Mensch (verwandt mit dem lateinischen vir, auch in Werwolf enthalten), und «old», Zeitalter. Beides ist noch deutlich im englischen world zu greifen. «Welt» bedeutet danach ursprünglich keine Raumtatsache, sondern «Menschenzeitalter», womit eine Epoche bezeichnet wird, ein Zeitabschnitt, der zwischen andern solcher Abschnitte steht. Damit ist das zeitlich-dynamische Element betont, das Dasein als dramatisch-organischer Ablauf verstanden. Die Welt verändert, verwandelt sich, auch sie ist der Zeitlichkeit unterworfen, reift und stirbt in ewigem Kreislauf. Der Mensch ist in ihre Prozesse hineinverflochten. Bleibt er ihr bloßes Objekt, läßt er sich von den Kräften und Mächten der Natur willenlos leben, ergeben in das Walten kosmischer Notwendigkeiten, sei es einer geistwirkenden Vorsehung oder einer blinden Allmechanik — für die guten oder schlimmen Folgen trägt er dann keine Verantwortung. Aber der Mensch greift selber in das Weltgeschehen ein. Der mythischen Deutung des Seins folgt sogleich die magische Praxis. Die Mächte sind die Herren, mit ihnen gilt es sich gut zu stellen und die Weisen zu wissen, wie man ihre Zuneigung gewinnt. Der magische Mensch ist ein Beschwörer, sei es im demütigen Bitten oder im zwängerischen Fordern. Die Mächte werden um Regen gebeten, um das tägliche Brot, um Heilung von Krankheit, um Hilfe im Krieg. Im magischen Weltbild ist der Mensch erst ein Beeinflusser der Mächte. Erst im Gebrauch der rationalen Methode der Naturerkenntnis wird er dann selber zum Herrn, zum bewußten Regenten der Erde. Seit ihm die Naturgewalten dienen, haben sie auch ihren Schrecken verloren. Er bannt sie mit den «eisernen Engeln», den Maschinen, die nun für ihn arbeiten. Aber es gibt noch eine andere, leidvolle Verflochtenheit, aus der er sich methodisch zu lösen sucht: die ungerechte Gesellschaft. Ihre Gesetze haben den Menschen wie Naturgesetze abhängig gehalten. Aber auch sie lassen sich erkennen. Im Anti-Dühring sagt Friedrich Engels darüber: «Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie Tat. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit.» In der kleinen Schrift: «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft» (1878) hat Engels diesen «Sprung» dann breiter begründet. Er freut sich an den «genialen Gedankenkeimen» der utopischen Sozialisten Saint-Simon, Fourier und des prächtigen Robert Owen. Aber die eigentliche Wende kommt doch erst mit der Begründung des historischen Materialismus durch Karl Marx. Nun ist die Wissenschaft von der Gesellschaft da, nun kann auch sie wissenschaftlich geplant und geführt werden. Die Folgen dieser geistigen Leistung sind welthistorischer Art, sie bestimmen durchaus auch die heutige Lage. Marx war aber kein reiner Wissenschafter. Auch ihn bedrängt die prophetische Last seines Blutes. Nikolai Berdjajew (Wahrheit und Lüge des Kommunismus, Luzern 1934) bezeichnet den Marxismus als religiösen Messianismus. Die Menschheit in das Reich der Freiheit zu führen, diese weltbefreiende Tat soll ja das Proletariat vollbringen. «Marx», sagt Berdjajew, «war ein Jude, der von der Lehre seiner Väter abgefallen ist, die messianische Hoffnung aber in der Tiefe seiner Seele bewahrt hat. Die messianischen Hoffnungen von Marx haben ein neues Ziel gefunden: das Proletariat wurde für ihn zum neuen Israel, zum auserwählten Volk Gottes, zum Befreier und Bildner des künftigen Reiches auf Erden. Marx' proletarischer Kommunismus ist ein säkularisierter Chiliasmus des Alten Israel . . .» Wie sehr die vielen mystisch-orgiastischen Sekten des russischen Volkes gerade dieses für die Aufnahme des marxistischen Evangeliums vorbereitet haben, auch wenn es nun ein durchaus irdisches Vorzeichen trägt, hat Fritz Gerlich schon 1920 in seinem hervorragenden Werk «Der Kommunismus als Lehre vom Tausendjährigen Reich» gezeigt. Man kommt von den Sinnbildern und Formschablonen der biblischen Visionäre einfach nicht los. «Mögen uns», ruft Trotzki in den ersten Monaten der Revolution, «die Pfaffen aller Religionsbekenntnisse was immer von dem Paradies in einer jenseitigen Welt erzählen: wir erklären, daß wir dem Menschengeschlecht ein wirkliches Paradies auf dieser Erde bringen. Dies große Ideal dürfen wir nicht eine Stunde aus dem Auge verlieren; es ist das höchste Ziel, nach dem die Menschheit je gestrebt hat, und in ihm wird alles Schönste und Edelste der alten Glaubensbekenntnisse sich vereinigen und verkörpern.»

Es gehört zu den großen Hoffnungen der modernen Psychologie, daß sie nach der wissenschaftlichen Erkenntnis der Naturkräfte, der Faktoren des gesellschaftlichen Geschehens nun auch noch die Ursachen des chiliastischen Wunschdenkens aufspürt und sie dem wirklich rational planenden Menschen in die Hand gibt. Wir waren Zeugen der furchtbarsten kollektiven Wahnwelt, welche je auf Erden ihr

rasendes Unwesen trieb. Die Auserwähltheitserklärung des nordischen Blutes und das Tausendjährige Reich Adolf Hitlers gären aus jenen Archetypen hervor, die schon immer die Kollektive chiliastisch gefährden. Der Nationalsozialismus ist ein blutiges Menetekel für alle Zukunft. Sein Wesen klarzulegen, muß als eine der vordringlichsten Aufgaben der kommenden Kollektivpsychiater bezeichnet werden. Der Einzelne hat seine Anfälligkeiten aber auch die großen Kollektive. In einer individualistisch strukturierten Gesellschaft kann sich der Termitenwahn, die Gleichschaltungsseuche nicht ausbreiten. Dazu bedarf es bestimmter Voraussetzungen. Wenn wir diese und die Natur des Massenwahnes kennen, läßt sich auch eine vernünftige Prophylaxe betreiben.

••

In dem Maße, wie sich der Mensch aus den kosmischen und göttlichen Führungen herauslöst und sein Schicksal selber zu bestimmen sucht, wächst auch seine metaphysische Verantwortung. Die Formen der Flucht vor ihr sind ebenso unabsehbar wie die Gestalten ihrer Versuche. Nach Ludwig Klages etwa leidet das Leben am «Geist» wie an einem Krebsgeschwür und wird von diesem unweigerlich und unaufhaltbar zerstört. Andern ist eben dieser Geist Garant und Mittler zu einem technischen und sozialen Heilsreich. Heute hat das faustische Verlangen, zu erkennen, «was die Welt im Innersten zusammenhält», sein gefährlichstes Resultat erreicht. Am 17. Juli 1945 brachten einige Physiker und Techniker in einer Wüste von New Mexiko die erste Atombombe zur Explosion. Bald darauf wurden diese geballten Gewalten auf Hiroshima und Nagasaki geworfen. Mainländers Vorschlag der kollektiven Selbstvernichtung der Menschheit ist damit in den Bereich der technischen Möglichkeiten gerückt. Löscht sie sich aus, so löscht sie damit auch die Verantwortung für die sinnvolle Führung ihres Daseins aus. Werden aber diese Atomenergien in den Dienst der sozialen Prozesse gestellt, so läßt sich vielleicht rascher, als wir heute zu glauben geneigt sind, ein irdisches Paradies errichten, in dem jedermann genug zu essen hat, sein Badezimmer und sein Gärtchen besitzt, über die nötige Freizeit zur Lektüre aller klugen Bücher verfügt, in psychohygienisch geleiteten Kampfspielen den blutrünstigen Adam in sich besänftigt und was dergleichen hochwünschenswerte Dinge mehr sind — die wahre Problematik des menschlichen Daseins, sein unruhiges Fragen nach seinem eigenen Woher? und Wohin?, nach dem Sinn seines Hier und Jetzt wird dadurch kaum berührt. Alle Errungenschaften der Technik können dem Menschen höchstens die unbedingt nötige wahre Muße wieder bringen, in der er die Zeit nicht wieder mit raffiniertem Amüsement «vertreibt», sondern ihre Tiefe, die Dauer, wiederherstellt, sich nicht «zerstreut», sondern alle seine Kräfte der Besinnung sammelt. Der gesunde, der gesättigte, der weltoffene und lebenswillige Mensch wird erst dann ganz Mensch, wenn er sein Dasein sinnhaft verantwortet.

GEORG THÜRER: *Das ebig Plange*

O ds Plange isch e leidi Sach,
Suechsch Schatte a der Sunne,
I große Stedt e-n-Alpebach,
Es Gsicht i jedem Brunne.

Nach Heimet plangisch, Wyb und Chind
Und zletscht nach überänne,
Wo Aengel eim wie Brüedrig sind,
S'isch eim, mä müeßt sie känne.

Und ändtli seisch zum Häärz: Bis still!
Witts wie-n-es Chindli gaume.
Lueg, ds Zwängerli macht doch was' will,
Verleit si halt uf ds Traume.

Da hilft keis Bättle und keis Bott,
Keis Träue und keis Chybe.
Du chänntisch ehnder, währli Gott,
De Bäum verbüüte z'trybe.

Es bruucht e jedes Wäse Spys
Und Trangg e jedes Chymli.
So laß doch au vum Paradys
Uüs ds Plange und es Rymli.

VOM SCHLARAFFENLAND

Unermüdlich und unbeirrbar haben die Völker zu allen Zeiten ihre Glücksträume gehegt. Die Spanne ist weit: dort die Entrückung in ein jenseitiges Reich der Seligen, hier das Aufgehen in massiven Phantasien von einem Land der Bierbäche und der Bratwurstzäune. Neben den Visionen von der Rückkehr des ersehnten göttlichen Heilsbringers auf die noterfüllte Erde stehen die uralten Volksüberlieferungen von einem glückseligen Fabelland der Schlemmer und Müßiggänger — das Satyrspiel neben dem hohen Drama. In unseren Breiten pflegt man vom Schlaraffenland zu reden (das Wort leitet sich von slur-affe her, einem spätmittelalterlichen Schimpfwort, das den genießerischen Faulenzer bezeichnet), die Griechen kannten ein nördliches Land der Hyperboreer, die Inder ein Uttara Kuru, den Franzosen wässerte sich der Mund, wenn sie an das Pays de Coquaigne dachten — die Sage vom Reich der uneingeschränkten irdischen Genüsse ist bei sehr vielen Völkern lebendig.

Häufig übernahmen sie vergröbernd Züge aus dem verklärten Bild vom Goldenen Zeitalter mit seinen von aller Not, von Hunger und Krieg verschonten, in friedlichen Paradiesesgärten wandelnden Menschen; mitunter steigerte man die Vorstellungen von einem verlorenen Paradies ins Groteske, um sich lustig zu machen über soviel naiven Glauben an eine allzu wunderbare Welt. Je stärker der volkstümliche Einschlag, desto deutlicher tritt aber der autonome Antrieb dieser Art Dichtung zutage: es ist die ungehemmte Freude am saftigen Ausmalen eines genießerischen Lebens in lauter Ueberfluß und Sorglosigkeit. Die Entbehrung stand diesen Mären wohl häufiger zu Gevatter als die Sattheit; in ihnen hat sich das Schlaraffentum im Menschen aller Zeiten etwas wie einen eigenen derben Mythos geschaffen. Gelehrte und Ungelehrte hatten gleichermaßen ihren Spaß am Erfinden neuer schlaraffischer Lustbarkeiten.

Die Völker haben zu ihrer Zeit manches von ihrem Eigenen zur allgemeinen Ueberlieferung hinzugetan, so daß man ihr Gesicht auch aus ihren Schlaraffenmären erkennen kann. Die indischen zeichnen sich, wie es dem exotischen Lande entspricht, durch ihre schwelgerische Fülle aus. Das Buch Râmâyana erzählt von Flüssen, die in goldenem Bette strömen und statt der Kiesel Perlen und Edelsteine rollen; auf den Bäumen wachsen Stoffe und Kleider in leuchtenden Farben und dazu die allerschönsten Frauen, die jeden Abend durch ein Gebot des Indra hinsterben müssen. Mit den wandernden Mohammedanern sind Motive aus dieser üppigen Welt um die halbe Erdkugel bis nach Spanien gedrungen und haben dort das Märchen von der Insel Jauja bereichert. Wer sehen will, wie griechischer Geist, Poetisches und Burleskes heiter mengend, sich des Schlaraffenmotivs bemächtigt, schlage Lucians «Wahre Geschichte» auf: da gibt es auf verzauberter Insel eine goldene Stadt, die Straßen sind mit Elfenbein gepflastert, das ganze Jahr herrscht Frühling, keine Nacht löscht den Tag aus, auf wunderschöner Flur sitzen die Zecher und brechen von kristallenen Bäumen Trinkgläser, die sich von selber füllen, und neben der Tafel sprudelt der Quell der Wollust und der Quell des Lachens, und ein Trunk daraus ist der Anfang aller Festlichkeit.

Und dann das anmutige altfranzösische Fabliau von Coquaigne! Hier fliegen die Speisen nicht barbarisch in die aufgesperrten Mäuler: manierlich läßt sich alles Herbeigewünschte auf köstlich gedeckte Tafeln nieder. Ein Fluß ist da zu sehen, von dem einen Ufer bis zur Mitte mit rotem, von dem andern mit weißem Wein gefüllt; die Trinkgefäße, silberne und goldene, führt er mit sich. Die Frauen und Männer genießen ein Götterrecht: ein Jungbrunnen verwandelt Greise in Jugendliche.

Erkennt man hier im bürgerlichen Reimschwank Spuren einer höfisch-ritterlichen Lebensart, so hat in der Schweiz bäuerliche Phantasie, angeregt durch den Anblick der Berge, sich ein Goldenes Zeitalter alpinen Gepräges geschaffen. Noch heute sieht sie mitunter in irgend einer merkwürdig geformten Fluh einen in Stein verwandelten riesigen Ankenklumpen. Im Lande zu seinen Füßen aber hatte man vormals Teiche für die Milch graben müssen, so groß waren die Kühe, und jeden Abend fuhr der Sennenbub im Kahn auf das weiße Naß hinaus und schöpfte den Rahm ab.

Besser bekannt ist hierzulande die Mär vom Schlemmerland in der Form, wie sie im deutschen Volkslied und in dem erzählenden Gedicht «das schlauraffenland» (1530) von Hans Sachs auftritt. Das ist beinahe ein gereimtes Inventar sämtlicher Genüsse, die sich die deutsche Volksphantasie in dem Wunschreich ausmalte: da regnet es Honig, und es schneit Zucker, Mandeln und Rosinen. Damit sich niemand überanstrenge, steigen die gebackenen Fische ans Land, und der Wein rinnt den Durstigen von selbst in den Mund. Bauern wachsen auf den Bäumen wie die Pflaumen und fallen, wenn sie zeitig sind, herab, jeder in ein Paar Stiefel. Damit des Glückes kein Ende sei, ist auch in diesem Schlaraffenland der Jungbrunnen aufgestellt.

Kein Zweifel, solchermaßen zu fabulieren lag nahe in einer Zeit, in der weit herum der Sinn nach dem vollen Bierhumpen, den drallen Bauerndirnen und dem am Bratspieß schmorenden Ochsen stand und deren Phantasie genährt wurde durch die Kunde von neuentdeckten, wunderbaren Ländern jenseits des Ozeans. Allerdings: im Volkslied wie bei Hans Sachs steht zu guter Letzt der schlampampende Genießer am Pranger. Die moralisierende Tendenz ist den deutschen Fassungen des Themas eigen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß auf unverfängliche Art zugleich auch die schlemmenden höheren Stände vor den Richtstuhl der bürgerlichen Rechtschaffenheit gestellt werden sollten:

Den Liedrian, der nur bedacht
Auf Essen, Trinken und viel Schlafen,
Den macht man in dem Land zum Grafen.
Wer täppisch ist und gar nichts kann,
Der ist im Land ein Edelmann.

Das Publikum aber (und mit ihm auch der Dichter) wird in erster Linie die leckere Schilderung genossen haben. Der Schlaraffe wurde denn auch neben Eulenspiegel und den Schildbürgern eine Lieblingsfigur im Volk des 17. Jahrhunderts.

Die eine Seite des Barock heißt: Lebenslust. Ein ergötzliches Zeugnis dafür ist eine Karte des Reiches aller Laster und schlemmerischen Genüsse, der sogar die Ehre widerfuhr, noch im Jahre 1732 dem berühmten Homann-Hübnerschen Atlas beigeheftet zu werden. Das Gesicht des Barock ist unverkennbar. Der Kontinent der Laster, eingeteilt in die Provinzen des Großen Magens (Magni Stomachi Imperium), des Mammons, der Trinkfreuden, der Prahlhänse (Superbia), der Schelme, Spieler und lockeren Weiber, ist eingefügt in die große metaphysische Spannung: oben leuchtet das himmliche Jerusalem, durch schwer übersteigbare Bergwälle vom Land der Wollust getrennt; unten lodert der Höllenpfuhl, zu dem auf breiter Teufelsbrücke der Zugang offen ist. Dazwischen ausgebreitet ein einzigartiges Gelände, alles darin mit der unerschöpflichen Lust des Barock am Wortspiel anzüglich und satirisch-allegorisch benannt: Buhlgaria und Nimmwegk, Vollemannia und Rotnasia usw. Wir überlassen es dem Leser, auf dem beigegebenen Kartenausschnitt, der hier nach über zweihundert Jahren wohl zum erstenmal wieder reproduziert wird, auf Entdeckungen auszugehen.

Der ungenannte Kartograph hatte gewiß seine ganz bestimmten satirischen und lehrhaften Absichten; aber auch bei ihm wie bei allen künstlerischen Darstellungen des Schlaraffenmotivs war der stärkste Antrieb offensichtlich die Lust am Ausmalen des ausgelassenen, sorglosen Lebens, eines Lebens, das auch ein Goethe, heiter und über das Grobe hinwegsehend, gestaltet hat; er, in dessen weitem Kosmos Raum genug war für die Poesie der Wunschreiche vom pädagogischen Utopien in den «Wanderjahren» und vom neuen Empyreum im zweiten Teil des Faust bis zum Schlaraffenland, wie das Volk von Venedig, der «neptunischen Stadt», es erträumt:

Ausschnitt aus einer Karte des Schlaraffenlandes: »Accurata Utopiae tabula, das ist der neu entdeckten Schalck-Welt oder des so offt benannten und doch nie erkannten Schlaraffenlandes neu erfundene lächerliche Land-tabelle, worinnen alle und jede Laster in besondere Königreiche, Provintzen und Herrschaften abgetheilet werden etc., durch Author anonymus.«

Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
Jener neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
«Einst», so sprach er, «verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht', ob sie ein andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Herkules' Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und ein weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Not; da fing sich im stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Säckel.
‚Reiche mir weniger!' bat ich den Wirt; er brachte nur immer
Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen und sagte zuletzt: ‚Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirt!' Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah' mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirt, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
«‚Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und unanständig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirtet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.'»
«Darauf sagte der Richter zu mir: ‚Vergesset die Schläge,
Denn Ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt Ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset Ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.' —
‚Ach!' versetzt' ich, ‚mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.'»
«‚O, so sei uns gegrüßt!' versetzte der Richter; ‚du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rate den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.'»
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
Solche Wirte zu finden, ja, solche Schläge zu dulden.

Erste Epistel, 1794. Albert Bettex

ZUKUNFTS- UND WUNSCHREICHVISIONEN AUS DREI JAHRTAUSENDEN

Aus den Verheißungen des Propheten Jesaja

Und es wird eine Rute aufgehen von dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen,

auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn.

Und Wohlgeruch wird ihm sein die Furcht des Herrn. Er wird nicht richten, nach dem seine Augen sehen, noch Urteil sprechen, nach dem seine Ohren hören,

sondern wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande und wird mit dem Stabe seines Mundes die Erde schlagen und mit dem Odem seiner Lippen den Gottlosen töten.

Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein und der Glaube der Gurt seiner Hüften.

Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Parder bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben.

Kühe und Bären werden auf der Weide gehen, daß ihre Jungen beieinander liegen; und Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen.

Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken.

Man wird nirgend Schaden tun noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt . . .

Siehe, es wird ein König regieren, Gerechtigkeit anzurichten, und Fürsten werden herrschen, das Recht zu handhaben,

daß ein jeglicher unter ihnen sein wird wie eine Zuflucht vor dem Wind und wie ein Schirm vor dem Platzregen, wie die Wasserbäche am dürren Ort, wie der Schatten eines großen Felsen im trockenen Lande.

Und der Sehenden Augen werden sich nicht blenden lassen, und die Ohren der Zuhörer werden aufmerken,

und die Unvorsichtigen werden Klugheit lernen, und der Stammelnden Zunge wird fertig und reinlich reden.

Es wird nicht mehr ein Narr Fürst heißen noch ein Geiziger Herr genannt werden.

Denn ein Narr redet von Narrheit, und sein Herz geht mit Unglück um, daß er Heuchelei anrichte und predige vom Herrn Irrsal, damit er die hungrigen Seelen aushungere und den Durstigen das Trinken wehre.

Und des Geizigen Regieren ist eitel Schaden; denn er erfindet Tücke, zu verderben die Elenden mit falschen Worten, wenn er des Armen Recht reden soll.

Aber die Fürsten werden fürstliche Gedanken haben und darüber halten . . .

Ich will Gold anstatt des Erzes und Silber anstatt des Eisens bringen und Erz anstatt des Holzes und Eisen anstatt der Steine; und will zu deiner Obrigkeit den Frieden machen und zu deinen Vögten die Gerechtigkeit.

Man soll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen; sondern deine Mauern sollen Heil und deine Tore Lob heißen.

Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; sondern der Herr wird dein ewiges Licht und dein Gott wird dein Preis sein.

Deine Sonne wird nicht mehr untergehen noch dein Mond den Schein verlieren; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leides sollen ein Ende haben.

Und dein Volk sollen eitel Gerechte sein; sie werden das Erdreich ewiglich besitzen, als die der Zweig meiner Pflanzung und ein Werk meiner Hände sind zum Preise.

Aus dem Kleinsten sollen tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk. Ich, der Herr, will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten.

Aus dem 11., 32. und 60. Kapitel des Buches Jesaja

Aus des schlesischen Schusters und Mystikers Jakob Böhme Gedanken über das Paradies

Moses saget, als Gott habe den Menschen gemacht, so habe er einen Garten in Eden gepflanzet und den Menschen darein gesetzt, den zu bauen und zu bewahren, und habe allerlei Früchte im Garten lassen aufwachsen, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens, und den Baum der Erkenntniß Gutes und Böses in die Mitte gepflanzet.

Der Garten Eden war auf Erden eine Stätte, da der Mensch versuchet ward; und das Paradeis war im Himmel, und war aber im Garten Eden. Denn gleichwie Adam vor Eva vor seinem Schlafe nach dem inwendigen Menschen im Himmel war, und nach dem äußern auf Erden; und wie der innere heilige Mensch den äußern durchdrang, als ein Feuer ein Eisen durchglühet: also auch durchdrang die himmlische Kraft aus dem reinen Element die vier Elemente, und grünete durch die Erde, und trug Früchte, die waren himmlisch und irdisch, und wurden aber von der göttlichen Kraft qualificiret; und ward die Eitelkeit in der Frucht als halb verschlungen gehalten, gleichwie der Tag die Nacht verbirget, und in sich gefangen hält, daß sie nicht erkannt wird.

Aber im Paradeis durchdrang der göttlichen Welt Wesen der Zeit Wesen, als gleichwie der Sonne Kraft eine Frucht auf dem Baume durchdringet und in eine Lieblichkeit qualificiret, daß sie lieblich anzusehen und gut zu essen ist: also ist uns in gleichem vom Garten in Eden zu verstehen.

Das Wort Eden ist anders nichts, als wie Moses von der Erde saget, sie sei öde und leer gewesen, das ist, sie sollte ihre Macht nach dem Grimme der Eitelkeit nicht offenbaren, sie sollte still halten als eine Mutter zum Gebären. Denn das Innere wollte durchs Aeußere herrschen, als die geistliche Welt durch die Zeit, der Himmel durch die Erde; die Erde war leer ohne Frucht, aber der Himmel war ihr Mann, der sie fruchtbar machte, und durch sie gebar bis auf den Fluch, da verbarg sich der Himmel vor der Erde.

Das erste Paradeis hatte Lucifer mit seiner falschen und bösen Begierde vergiftet: darum verhieß es Gott in Christo wieder neu zu gebären; denn der siebente Tag, den Gott zur Ruhe andeutete, ist anders nichts als das neuwiedergeborene Paradeis im Geiste Christi, in menschlicher Eigenschaft, darinnen die arme verderbte Seele ewig ruhen soll von der Quaal der sechs Tagewerke, als der sechs Eigenschaften des Lebens.

Auch ist es die siebente Zeit oder Offenbarung Gottes, in welcher das Geheimniß des Reichs Gottes soll vollendet werden, da es wieder im Loco dieser Welt rein sein wird; da der Himmel wird wieder in der Welt offenbar sein, und der Teufel mit seinem bösen Wesen ausgetrieben sein, da kein Unreines mehr darein soll eingehen; denn dieselbe Welt, in welcher Adam vor seiner Eva war, wie sie vor dem Fluche war, muß wiederkommen, in welcher Gerechtigkeit regieren wird: aber die Eitelkeit soll durchs Feuer Gottes Zornes gefeget und der finstern Welt gegeben werden . . .

Aus «Mysterium magnum, oder Erklärung über das erste Buch Mosis»

Wie die Utopier das Gold verachten und wie sie den unbekannten Gott verehren

Mit dem Golde und Silber, woraus Geld hergestellt wird, hat es bei ihnen nämlich diese Bewandtnis, daß es kein Mensch höher schätzt, als ihm seinem natürlichen Werte nach zukommt, und wer würde da nicht einsehen, daß diese beiden Metalle weit unter dem Eisen stehen? Denn ohne dieses können die Menschen doch wahrhaftig ebensowenig leben wie ohne Feuer und Wasser, während die Natur dem Gold und Silber keinen Gebrauch verliehen hat, dessen wir nicht leicht entraten könnten, und es nur die Torheit der Menschen ist, die der Seltenheit einen so hohen Wert beigelegt hat. Und als eine höchst liebevolle Mutter hat die Natur die nützlichsten Dinge uns ohne alle Schwierigkeiten zugänglich gemacht, wie Luft, Wasser und die Erde selbst, die nichtigen, eitlen, unnützen aber weit entrückt.

Wenn nun diese Metalle bei ihnen irgendwo in einen Turm verschlossen würden, so könnte der Fürst sowohl als der Senat in den Verdacht kommen, als ob sie das Volk hinterlistig betrügen und für sich selbst Vorteil daraus ziehen wollten.

Sie sehen ferner sehr wohl ein, daß, wenn sie daraus Schalen oder andere Gegenstände der Schmiedekunst verfertigen wollten und diese dann bei vorkommender Gelegenheit wieder einschmelzen müßten, um den Soldaten den Sold auszuzahlen, die Leute sich nur sehr ungern von Dingen trennen würden, an denen sie erst einmal Wohlgefallen zu empfinden angefangen hätten. Um allem diesem zu begegnen, haben sie ein Mittel erdacht, das zwar mit ihren übrigen Einrichtungen sehr wohl übereinstimmt, aber mit den unsrigen ganz und gar unvereinbar wäre, da bei uns das Gold so hoch gehalten und so sorgsam bewahrt wird. Denn da sie aus zwar sehr zierlichen, aber billigen tönernen und irdenen Gefäßen essen und trinken, so verfertigen sie aus Gold und Silber Nachtgeschirre und andere zu niedrigstem Gebrauche bestimmte Gefäße für die gemeinschaftlichen Hallen sowohl als für Privathäuser. Ueberdies werden Ketten und dicke Fesseln für die Sklaven aus diesen Metallen gefertigt. Endlich werden allen denen, die durch ein Verbrechen ehrlos geworden sind, goldene Ringe in die Ohren gehängt, goldene Fingerringe angesteckt, eine goldene Kette um den Hals getan und um den Kopf wird ihnen eine goldene Schnur gebunden.

So sorgen sie auf alle Weise dafür, daß Gold und Silber bei ihnen eine schimpfliche Rolle spielen, und so kommt es, daß diese Metalle, die sich andere Völker nur unter Schmerzen, als ob es ihre eigenen Eingeweide wären, entreißen lassen, für nichts geachtet werden, und wenn die Utopier einmal alles Gold und Silber, das im Lande ist, hergeben müßten, kein einziger erachten würde, er habe deswegen auch nur einen Pfennig verloren . . .

Die Religionen sind nicht nur in allen Teilen der Insel, sondern auch in den einzelnen Städten verschieden, indem in der einen die Sonne, in einer andern der Mond und in wieder einer andern überall ein anderer Planet göttlich verehrt wird.

Es gibt Leute, die irgendeinen Menschen, der einst durch Tugend oder Ruhm glänzend hervorgeragt hat, nicht nur für einen Gott, sondern für den höchsten Gott überhaupt halten.

Aber der weitaus größte und vernünftigste Teil nimmt nichts von all dem, sondern ein göttliches, unbekanntes, ewiges, unendliches, unbegreifliches Wesen an, das über die Fassungskraft des menschlichen Geistes geht und durch das ganze Weltall ergossen ist, nicht durch materielle Größe und Masse, sondern durch seine innewohnende Kraft. Dieses nennen sie Vater, ihm allein schreiben sie den Beginn, das Wachstum, den Fortschritt, die Verwandlungen und das Ende aller Dinge zu, und keinem sonst erweisen sie göttliche Ehren.

Im Tempel zünden sie Weihrauch an und andere Wohlgerüche und tragen zahlreiche Wachskerzen vor sich her, nicht, als ob sie nicht wüßten, daß das alles der göttlichen Natur in keiner Weise fördersam ist, wie es auch die Gebete der Menschen nicht sind; aber eine so harmlose Art der Verehrung gefällt ihnen, und durch diese Düfte, Lichter und die anderen Zeremonien fühlen sich die Menschen, ich weiß nicht wie, gehoben und erheben sich mit um so viel fröhlicherem Gemüte zur Anbetung Gottes.

Das Volk hat im Tempel weiße Kleider an, der Priester ist in bunte Farben gekleidet, eine Gewandung, die durch Arbeit und Schnitt und Mache bewundernswert, doch von wenig kostbarem Stoffe ist.

Sobald sich der Priester auf der Schwelle des Heiligtums zeigt, werfen sie sich insgesamt verehrungsvoll zu Boden, unter so allgemeinem tiefem Schweigen, daß dieser Anblick allein schon einen gewissen überirdischen Schauer einflößt, als ob eine Gottheit anwesend sei. Nachdem sie eine Weile am Boden verweilt, erheben sie sich auf ein vom Priester gegebenes Zeichen wieder und lobsingen Gott, wozu zwischendurch Instrumentalmusik ertönt; die betreffenden Instrumente sind großenteils von anderer Gestalt als die in unserem Erdkreise bekannten. Die meisten übertreffen die bei uns üblichen bedeutend an Sanftheit des Tons, manche sind mit den unsrigen nicht einmal zu vergleichen.

Zuletzt sprechen Priester und Volk feierliche Gebete zusammen in Worten, die so gefaßt sind, daß, was alle hersagen, jeder auch auf sich selbst beziehen kann. In diesen Gebeten erkennen sie Gott als den Allesregierer an, und sagen für zahllose empfangene Wohltaten Dank, insbesondere aber dafür, daß sie durch die Gunst Gottes in dem glücklichsten Staatswesen, das es gibt, das Licht der Welt erblickt haben und jener Religion teilhaft geworden sind, die sie für die wahrste halten. Wäre das ein Irrtum, oder gäbe es in beiden Beziehungen ein Besseres, das mehr Gottes Billigung habe, so bitten sie ihn, daß er sie erleuchte und daß sie bereit seien, ihm in allem zu folgen, welche Wege er sie auch weise . . .

Aus Thomas Morus' «Utopia», im Pegasus-Verlag, Zürich, in gekürzter Fassung neu erschienen als zweiter Band der Serie «Der Staat als Utopie». (Band 1: Plato: Der Staat.)

Phantasiebild aus einem modernen Zukunftsroman: Wie künftige Menschengeschlechter sich in den Embryoflaschen der Brutzentralen entwickeln

Künstlich gezeugte menschliche Embryos, in Glasbehältern mit nährendem Blutsurrogat und eingelegter Schweinsplazenta lebend, werden in einer riesigen Menschen-Brutanstalt neun Monate lang auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet, das heißt nach fünf Grundtypen (von «Alfa» oben bis «Epsilon» unten) geschieden und genormt. Der Direktor der Brut- und Normzentrale führt unter Assistenz des wissenschaftlichen Gehilfen Päppler eine Gruppe Studenten durch die Anlage.

Päppler öffnete eine Tür und schritt eine Treppe voran, ins Erdgeschoß hinunter.

Die Hitze blieb weiter tropisch. Die Dämmerung wuchs, je tiefer sie stiegen. Zwei Türen und ein Korridor, der zweimal einbog, sicherten den Keller gegen jedes Einsickern des Tageslichts.

«Embryos sind wie photographische Platten», sagte Päppler scherzend, während er die zweite Tür aufstieß. «Sie vertragen nur rotes Licht.»

Das bedrückende Dunkel, in das die Studenten ihm folgten, war wahrhaftig geradezu sichtbar und purpurn wie das Dunkel hinter geschlossenen Augen an einem Sommernachmittag. Die gebauchten Wände endloser, übereinander getürmter Reihen von Flaschen glitzerten rubinübersät, und in diesem Rubinglanz bewegten sich mattrote männliche und weibliche Schatten mit purpurnen Augen und allen Symptomen wie von Lupus. Das Surren und Rattern von Maschinerie durchzitterte leise die Luft.

Päppler wies in die Höhe. Gleich trinkenden Hühnern hoben die Studenten die Augen zur Decke. Drei Stockwerke von Regalen: Parterre, erster Rang, zweiter Rang. Das stählerne Spinnennetz der übereinander gelagerten Galerien verlor sich nach allen Richtungen ins Dunkel. In der Nähe luden drei rote Schatten bauchige Flaschen von einer Rolltreppe ab, die aus dem Vorbestimmungssaal kam.

Jede einlaufende Flasche konnte auf eins der fünfzehn Regale im Parterre gestellt werden; jedes Regal bewegte sich, was man allerdings kaum wahrnehmen konnte, als laufendes Band mit dreiunddreißigeindrittel Zentimeter Stundengeschwindigkeit. Zweihundertsiebenundsechzig Tage lang, acht Meter täglich; zweitausendeinhundertsechsunddreißig Meter im ganzen. Ein Umlauf um den Keller im Parterre, einer im ersten Rang, ein halber im zweiten, und am zweihundertsiebenundsechzigsten Morgen erblickten sie das Licht des Entkorkungszimmers — traten sozusagen ins selbständige Dasein.

«Aber in der Zwischenzeit», schloß Päppler seine Erklärungen, «verstehen wir allerlei mit ihnen anzustellen. Oh, allerlei!» Er lachte wissend und sieghaft.

Er erzählte ihnen vom Wachstum des Embryos auf seiner Bauchfellunterlage, ließ sie das kräftige Blutsurrogat kosten, von dem der Embryo sich nährte, erklärte, warum er mit Plazentin und Thyroxin angeregt werden mußte. Er erwähnte den Corpus-luteum-Extrakt, zeigte ihnen die Düsen, durch die er alle zwölf Meter zwischen 0 und 2040 automatisch in die Flaschen eingespritzt wurde, sprach von den allmählich erhöhten Mengen Hypophysenhormons, die man ihnen während der letzten sechsundneunzig Meter ihres Umlaufs zuführte. Er beschrieb die künstliche maternale Blutzirkulation, die bei Meter 112 an jede Flasche angeschlossen wurde, zeigte ihnen den Blutsurrogatbehälter und dann die Zentrifugalpumpe, die die Flüssigkeit in Bewegung hielt und sie durch die synthetische Lunge und den Filter für die Abbaustoffe trieb. Er wies auf die lästige Neigung des Embryos zu Blutarmut hin und auf die mächtigen Mengen Schweinsmagenextrakt und Leber fötaler Fohlen, mit denen er daher versorgt werden mußte.

Er führte ihnen den einfachen Mechanismus vor, mittels dessen jeden sechsten und siebenten Meter alle Embryos gleichzeitig geschüttelt wurden, damit sie sich an Bewegung gewöhnten. Er spielte auf die Ernsthaftigkeit des sogenannten «Entkorkungstraumas» an und zählte die Vorsichtsmaßregeln auf, die durch zweckdienliches Training des Embryos in der Flasche den gefahrbringenden Schock auf ein Mindestmaß herabdrückten. Er erklärte ihnen, wie das Geschlecht des Embryos in der Nähe von Meter 200 geprüft und die Flasche beschriftet wurde.

«Wir prädestinieren und normen zugleich auf. Wir entkorken unsere Babies als gemeinnützige Lebewesen, als Alphas oder Epsilons, als künftige Kanalräumer oder künftige . . .» Er hatte «künftige Weltaufsichtsräte» sagen wollen, verbesserte sich aber und sagte «künftige Brutdirektoren».

Der Direktor quittierte das Kompliment mit einem Lächeln.

Sie kamen an Meter 320 auf Regal 11 vorüber. Ein junger betaminus Mechaniker arbeitete mit Schraubenzieher und Spanner an der Blutsurrogatpumpe einer Flasche. Das Summen des Elektromotors wurde um Bruchteile eines Tones tiefer, als er die Muttern lockerte. Tiefer, tiefer . . . Noch ein letzter Ruck, ein Blick auf den Drehzahlmesser, und er war fertig. Er ging zwei Schritte weiter, die Reihe entlang, und begann die gleiche Arbeit an der nächsten Pumpe.

«Verringerung der Umdrehungsgeschwindigkeit», erklärte Päppler. «Das Blutsurrogat zirkuliert langsamer und geht daher in längeren Abständen durch die Lunge, führt also dem Embryo weniger Sauerstoff zu. Es geht nichts über Sauerstoffdrosselung, um einen Embryo unter pari zu halten.» Zufrieden rieb er sich die Hände.

«Ja, wozu wollen Sie denn den Embryo unter pari halten?» fragte ein Student naiv.

«Schafskopf!» brach der Direktor sein langes Schweigen. «Ist Ihnen denn nicht eingefallen, daß ein Epsilonembryo auch ein Epsilonmilieu, nicht nur eine Epsilonabstammung haben muß?»

Offenbar war es ihm nicht eingefallen. Er schämte sich.

«Je tiefer die Kaste», sagte Päppler, «desto weniger Sauerstoff.» Das erste dadurch in Mitleidenschaft gezogene Organ war das Gehirn. Dann kam das Knochengerüst daran. Bei einer Sauerstoffzufuhr von siebzig Prozent der normalen erhielt man Zwerge, bei weniger als siebzig augenlose Ungeheuer.

Ihr Rundgang durch die purpurne Dämmerung führte sie in die Nähe von Meter 170 auf Regal 9. Von dieser Stelle an war Regal 9 verschalt, die Flaschen legten den Rest der Reise in einer Art Tunnel zurück, der da und dort von zwei bis drei Meter breiten Oeffnungen unterbrochen war. — «Hitzegewöhnung», erklärte Päppler.

Heiße Tunnels wechselten mit Kältetunnels ab. Kälte ging Hand in Hand mit Unbehagen in Form starker Röntgenstrahlen. Wenn die Embryos entkorkt wurden, war ihnen das Grauen vor Kälte bereits eingefleischt. Sie waren prädestiniert, in die Tropen auszuwandern oder Bergarbeiter, Azetatseidenspinner und Eisengießer zu werden. In einem späteren Zeitpunkt wurde ihr Verstand dazu gebracht, dem Instinkt ihres Körpers zu folgen. «Denn wir normen sie auf Gedeihen bei Hitze», schloß Päppler. «Unsere Kollegen im nächsten Stockwerk bringen ihnen die Liebe zu ihr bei.» «Und darin», warf der Direktor salbungsvoll ein, «liegt das Geheimnis von Glück und Tugend: Tue gern, was du tun mußt! Unser ganzes Aufnormungsverfahren verfolgt dieses Ziel: die Menschen ihre unvermeidliche soziale Stellung im Leben lieben zu lehren . . . Die Kinder wachsen mit einem, wie die Psychologen sagen, instinktiven Haß gegen Bücher und Blumen auf. Wir normen ihnen unausrottbare Reflexe an. Ihr ganzes Leben lang sind sie gegen Druckerschwärze und Wiesengrün gefeit.»

Aus Aldous Huxleys satirischer Utopie «Welt — wohin?», Insel-Verlag, Leipzig 1933

DIE WELT VON MORGEN

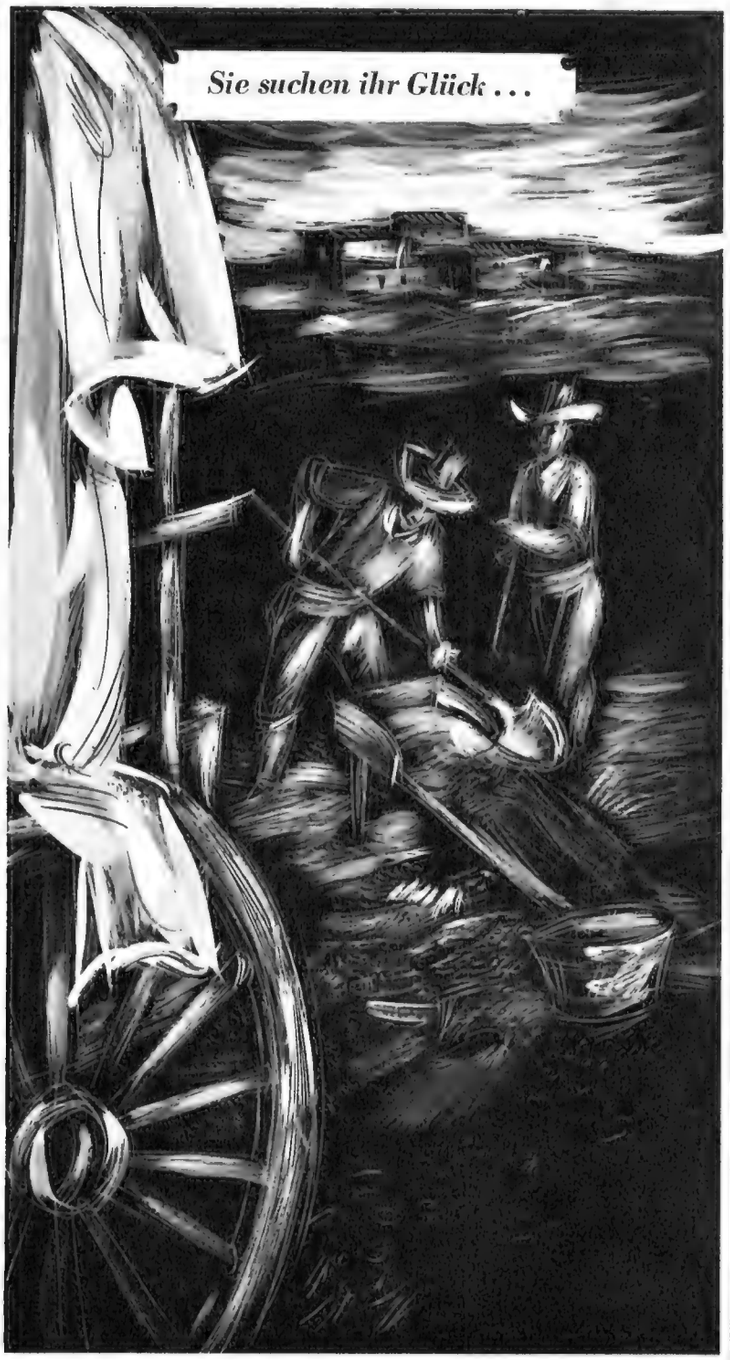
Wer mit dem gegenwärtigen Stande unserer Technik und Wissenschaft auch nur einigermaßen vertraut ist und die Fähigkeit besitzt, aus ihren Gipfelleistungen von heute die logischen Schlüsse hinsichtlich ihrer Weiterentwicklung in naher Zukunft zu ziehen, dem offenbart sich, daß wir am Anfang einer Epoche stehen, die an neuen Gestaltungsmöglichkeiten alles übertreffen wird, was wir uns vorzustellen vermögen. Wir stehen vor Neuerungen und technischen Umwälzungen auf allen Gebieten unseres Daseins, gegenüber denen die Errungenschaften, die bis heute erzielt wurden, keinen Vergleich aushalten können.

Aus dem Fernsehen von heute wird sich in naher Zukunft schon das Farbenfernsehen von morgen entwickeln, und zwar kombiniert mit dem Sprech-Relief-Film, so daß man Ereignisse, die irgendwo in der Welt aufgenommen werden, im gleichen Moment plastisch und in den natürlichen Farben vor sich abrollen sieht und gleichzeitig auch alles hört, was am Aufnahmeort gesprochen wird. Das Telephon in der Westentasche ist längst keine Utopie mehr. Es wurde im Kriege derart vervollkommnet, daß es keine Schwierigkeiten mehr bereitet, es bequem mit sich herumzutragen. Ein Endchen Draht als Antenne genügt vollkommen für eine Reichweite bis zu zehn Kilometern. Dem «Citizens Radio-Communication Service» in den USA. ist die Zulassung eines Radioapparates mit den Wellenlängen 460 bis 470 cm genehmigt worden, der nicht größer als ein moderner Photoapparat ist. Auch die Einführung der Radiotelephonie in allen Schnellzügen der internationalen Eisenbahnlinien steht bevor, und zwar auf Grund von Forschungsergebnissen, welche der «Westinghouse Corporation» erst neulich gelungen sind.

Sehr interessante Perspektiven eröffnen auch die Versuche, die auf dem Gebiete des Infra- und Ultraschalls durchgeführt werden. Ihre Ergebnisse werden uns die tönende Weltgeschichte bringen. Die Briefe in ihrer heutigen Form werden großenteils durch Platten aus einem neuen Kunststoff, die besprochen werden, ersetzt. Man wird zukünftig seine Stimme verschicken können, so wie man heute Briefe in alle Erdteile expediert. Das Stahlband von heute erfährt seine Weiterentwicklung im singenden und sprechenden Draht von morgen. Eine ähnliche stürmische Entwicklung ist auch auf zahlreichen anderen Gebieten zu erwarten. Die Photo- und Selenzelle dürfte bald schon die selbsttätige Sofortbeleuchtung mittels fluoreszierender Leuchtkörper bringen, die sich automatisch einschalten, sobald man die Haustür durchschreitet. Das Fensterglas der Zukunft verhindert die Absorption der Wärme, wodurch eine Heizersparnis bis zu 50 Prozent erzielt werden kann. Die Textilindustrie wird mit völlig neuartigen Stoffen und Geweben herauskommen, die knitterfest sind, bei denen keine Fallmaschen mehr auftreten können und die, durch Mitverwendung von Asbestgarnen, beim Bügeln nicht mehr versengt werden können. Fortsetzung auf Seite 44

PARFUMS LUCIEN LELONG

Agent général: E. TETTAMANTI & CO., Stampfenbachstrasse 75, ZURICH 6



Sie suchen ihr Glück, sie suchen Gold! Sie suchen Gold in fernen Ländern, sie suchen nach Adern in felsigen Bergen, sie suchen im Geröll der Flüsse, sie suchen und suchen — und gehen an den Möglichkeiten des Alltags vorbei:

ZIEHUNG DER LANDES-LOTTERIE 10. JANUAR

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.– (2 sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Fortsetzung von Seite 42

Groß werden auch die Fortschritte sein, welche in der Landwirtschaft zu erwarten sind, und zwar einesteils durch die Verwendung von Saatgut, das mit ultravioletten Strahlen behandelt wird, und anderenteils durch die systematische Anwendung von Kolchizinpräparaten, welche Ernten versprechen, die um das Fünffache größer sind, als sie bis heute erzielt werden können. Im Bauwesen sind heute schon Methoden entwickelt, die völlig von denen abweichen, wie sie noch vor zwanzig Jahren benutzt wurden. In Bälde wird man eine neue Art von Beton verwenden, der, wie Professor Mancy von der «Northwestern University» betont, leichter als Aluminium, dennoch aber härter als Stahl sein wird. Die Versuche, die in dieser Hinsicht gemacht wurden, haben zu den besten Resultaten geführt.

Die Autos der nahen Zukunft werden Karosserien haben, die in einem einzigen Arbeitsgang aus Kunstharzen gepreßt werden, welche die Chemie entwickelt. Derartige Karosserien sind viel leichter als solche aus Stahlblech, trotzdem aber noch praktischer als diese. Bei ihnen erübrigt sich auch das Lackieren. Im Bereiche der Pharmazeutik ist mit der Entdeckung neuer bedeutsamer Medikamente und Insektizide zu rechnen, die teilweise noch wirksamer sind als Irgafén, Penicillin, Streptomycin bzw. DDT, Gesarol und Resorcyl. Aber auch die kosmetische Branche dürfte mit vollkommen neuartigen Präparaten auf den Markt kommen, bei denen die letzten Erkenntnisse über das Wesen der Vitamine und Hormone ihre Verwertung erfahren. Schließlich wird auch das Verkehrswesen eine weitere grundlegende Wandlung erfahren. Die größten Entwicklungsmöglichkeiten zeichnen sich hier auf dem Gebiete der Luftfahrt ab. Heute schon ist es möglich, die zehnfache Nutzlast bei gleichgroßem Aktionsradius dreimal so schnell zu transportieren, als das 1925 der Fall war. In weiteren zwanzig Jahren wird sich dieser Koeffizient erneut verzehnfacht und in hundert Jahren möglicherweise sogar verdreißigfacht haben!

Das Hauptcharakteristikum der kommenden Epoche wird jedoch die Verwertung der Atomkräfte sein. Denn das Werk, das Sir James Chadwick, Professor Dr. Niels Bohr und Professor Dr. R. Oppenheimer in Gemeinschaft mit dem Heer ihrer wissenschaftlichen, technischen und administrativen Mitarbeiter gelungen ist, die Verwertung der Atomkraft, ist trotz ihrer Ueberschattung durch die Atom*bombe* die größte und wichtigste Erfindung und Entdeckung unserer Zeit. Doch genau so, wie die Epoche des Auto- und Flugmotors die Dampfmaschinen und Gasmotoren nicht schlagartig und restlos zu verdrängen vermochte, wird auch der Beginn der Aera des Atommotors nicht dadurch gekennzeichnet sein, daß die Tage der Explosionsmotoren, Generatoren und Elektromotoren als gezählt gelten. Die Entwicklung wird nicht sprunghaft vor sich gehen, wird kein Tempo einschlagen, bei dem alle anderen Faktoren der Energiewirtschaft plötzlich zur Ausschaltung kommen. Vielmehr ist mit einer langsamen, kontinuierlich sich vollziehenden Umstellung zu rechnen, wobei die Wasserkraftwerke von heute in späteren Jahrzehnten in Unterverteilungsstationen der Zentral-Atomkraftwerke umgewandelt werden.

Was die Auto- und Flugmotoren betrifft, werden die nächsten zehn Jahre aller Voraussicht nach dem Ziele gewidmet sein, festzustellen, auf welcher Basis die Explosionsmotoren von heute durch Atomenergie betrieben werden können. Denn bis heute ist es noch nicht möglich, die Atomenergieentfaltung bis ins Kleinste zu regulieren, das heißt den Ablauf der Kettenreaktion beim Atomzerfall so zu steuern, daß nur die jeweils benötigte, also durchaus begrenzte Energiegröße, frei wird. Bis dieses Problem in zufriedenstellender Weise restlos gelöst ist, dürfte noch einige Zeit vergehen. Aber selbst dann ist das Endziel noch lange nicht erreicht. Es muß nämlich auch noch die Frage der Wirtschaftlichkeit gelöst werden, das heißt die Atomkräfte müssen auf so billige Weise freigemacht und in mechanische Energien umgewandelt werden können, daß sich die Benutzung von Motoren, die durch atomistische Kräfte betrieben werden, wirtschaftlicher gestaltet, als es unsere heutigen Elektro- und Explosionsmotoren sind. Deshalb darf man sich durch Sensationsmeldungen, laut welchen durch eine kleine Patrone von «U 235» usw., die in ein Auto eingebaut ist, dieses in Bewegung gesetzt wird, nicht irritieren lassen. Von den ersten Versuchen dieser Art bis zu einem technisch und wirtschaftlich völlig ausgereiften und gefahrlosen Atommotor ist noch ein weiter Weg.

Trotz alledem aber wird die Entwicklung der Atomkraftverwertung, so wie sie uns die nächste Zukunft bringt, nur einen Uebergang zu einer ganz anderen Verwertung der Atomkräfte von morgen darstellen, die viel rationeller und ungefährlicher sein dürfte als der heutige Umweg über das Uranisotop «U 235» und ähnliche Elemente, die vielleicht noch gefunden werden. Man wird nämlich in späteren Jahrhunderten und Jahrtausenden die atomistischen Kräfte nicht mehr aus den radioaktiven Erzen der *Erde* gewinnen, sondern sie direkt von ihren Urquellen beziehen, von den — *Sternen!*

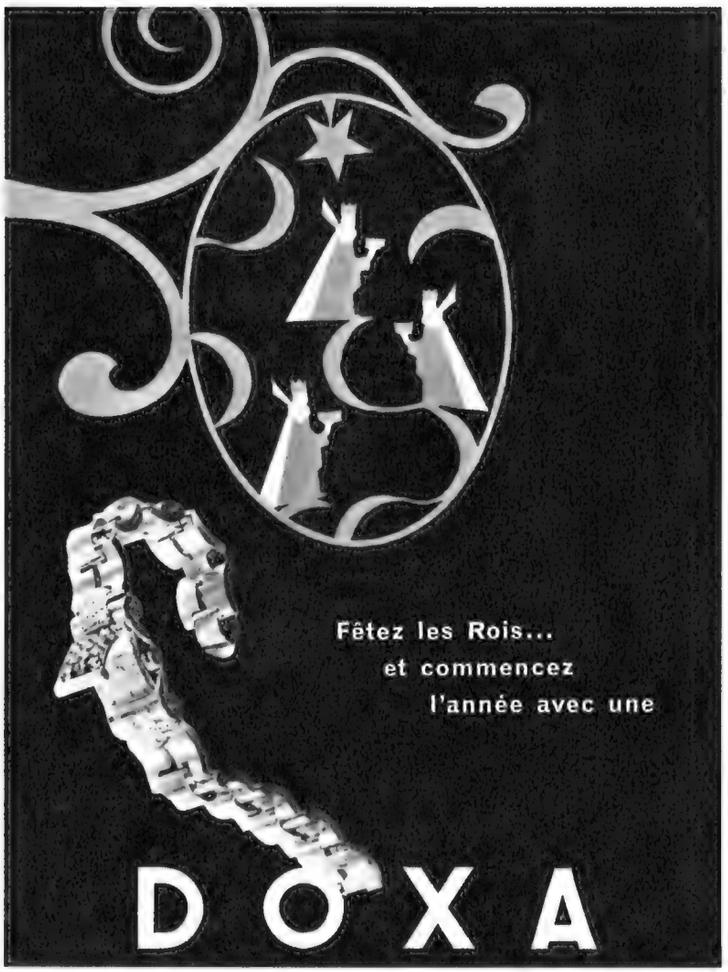
FRANÇOIS FOSCA

HISTOIRE DE LA PEINTURE SUISSE

Ein Band im Format von 17,5×24 cm und 240 Seiten Umfang, illustriert mit 32 Klischees in Schwarzdruck und einem farbigen Titelblatt. Das Werk enthält ein alphabetisches Register der im Text erwähnten Namen und ein Verzeichnis der schweizerischen Museen mit Angabe der Werke der hauptsächlichsten Maler und der Gemäldesammlungen, die sich in deren Besitz befinden.

Fr. 19.50

Im Verkauf bei Ihrer Buchhandlung



En vente chez l'horloger détaillant

AUSKÜNFTE

Handel und Privat

BICHET & CIE

Gegründet 1895

Basel	Freiestraße 69	**Lausanne**	Petit Chêne 32
Bern	Bubenbergplatz 8	**Lugano** . . .	Via Emilio Bossi 11
Genf	Rue Céard 13	**Zürich**	Börsenstraße 18

Bureaux, Korrespondenten und Vertretungen auf der ganzen Welt • Schweizer Firma

Mehmed Effendi schreibt:
Ich war in Anatolien und habe viele schöne Gebetteppiche für Euch gesammelt. Sie sind gut verpackt worden, und ein türkisches Schiff hat sie nach Europa mitgenommen, hoffentlich sind sie gut angekommen. Schreibt mir, ob Ihr zufrieden seid.
Gruß Mehmed Effendi

Eine wirklich interessante Partie anatolischer Kleinteppiche ist eingetroffen. Es sind Teppiche mit hübschen Motiven und fröhlichen Farben

108×180 cm Fr. 425.—	95×173 cm Fr. 430.—
114×182 cm Fr. 450.—	116×180 cm Fr. 620.—

Schuster

Zürich, Bahnhofstraße 18, zwischen Paradeplatz und See

PARSENN

DAVOS

STRELA

SPORTLICHER DENN JE!

28. — 31. Dezember:
Internat. Eishockey-Tournier um den Spengler-Cup

19. — 20. Januar:
Skiwettkämpfe des Schweiz. Unteroffiziersvereins

2. — 3. Februar:
Schweizer Meisterschaften im Kunstlaufen

3. März: 21. Parsenn-Derby

8. — 10. März:
40. Schweiz. Skirennen

Und dazu jede Woche Spiele und Wettkämpfe auf Eis und Schnee.

Davos-Parsennbahn

Schatzalpbahn

Schweiz. Skischule Davos-Parsenn

Strela-Skilift

KERN

DIE DAVOSER HOTELS UND PENSIONEN

		Betten	Preis ab Fr.
Grand Hotel & Belvedere	Dir. Toni Morosani	180	19.50
Palace Hotel Davos	Dir. M. Furst	180	19.50
Central Sporthotel	Propr. Beni Stiffler	100	18.50
Derby-Hotel	Dir. E. Walsoe	100	17.50
Hotel Schweizerhof	Dir. W. Brandlin	100	17.50
Ffuela Sporthotel	Propr. A. Gredig	130	17.
Meierhof Sporthotel	Propr. J. Meier	60	16.
Sporthotel Seehof und Parsennbahnhotel	Dir. P. Schlosser	100	16.—
Montana Sporthotel	Propr. Familie Huslor	70	15.50
Rhatia Sporthotel	Dir. Th. Kind	80	15.50
Morosani's Post- u. Sporthotel	B. Morosani-Sulser	50	14.50
Grischuna Sporthotel	Propr. M. Gilg	50	13.—
Bahnhof-Terminus Sporthotel	Propr. J. Gottschall	40	12.50
Eden Sporthotel	Propr. H. Saxer	50	12.
Beau Séjour Sporthotel	Propr. Fam. Goldfieder-Heft	25	11.
Furka Hotel Garni	Dir. H. Schneider	25	4.50

Offizieller Heizungszuschlag Fr. 1.— bis 2.— pro Tag. (ohne Pension)

Auskünfte und Prospekte durch den Verkehrsverein Davos, Telephon 3 51 35 und die Reisebüros.

Seit Jahren schon werden in den USA., Großbritannien, Frankreich und Rußland Versuche nach dieser Richtung hin unternommen. Sie haben bis heute jedoch noch zu keinem greifbaren Resultat geführt, aber bereits den Weg erkennen lassen, der eingeschlagen werden muß, um dem Ziele näher zu kommen. James Jeans, Victor Heß, Albert Einstein und zahlreiche andere Astrophysiker von Ruf und Rang haben schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß unaufhörlich so gewaltige Massen atomistische Energien auf unsere Erde einstrahlen, daß die gesamte irdische Substanz im Bruchteil von Sekunden verflammen und sich in neue strahlende Materie auflösen würde, wenn die Lufthülle, welche die Erde umgibt, diese Riesenkräfte auf ihrem Wege bis zur Erdoberfläche nicht fast restlos absorbieren und unschädlich machen würde.

Die Aufgabe der Atomphysiker lautet daher, zu ergründen, wie die atomistischen Kräfte, die in Gestalt der kosmischen Strahlen auf die Erde einströmen, menschlichen Zwecken dienstbar gemacht werden können. Die Erwägungen gehen dahin, Mittel und Wege zu finden, um von den höchsten Gebirgszügen der Erde aus so starke ionisierende Strahlenbündel himmelwärts zu senden, daß durch sie, gleichsam als unsichtbare Antennen, kosmische Kräfte aufgefangen, transformiert und als elektrische Energie verwertet werden können. Wie «American Weekly» neulich berichtete, ist es Astrophysikern der «General Electric Corporation», die auch an der Erfindung der Atombombe maßgeblich beteiligt waren, auf Versuchsstationen in den Rocky Mountains gelungen, auf diese Weise atomistische Kräfte aus dem Kosmos aufzufangen und sie in elektrische Energie umzuwandeln, mit der Heizkörper, ja sogar kleine Elektromotoren in Betrieb gesetzt werden konnten. Doch sind die atomistischen Energien noch zu schwach, um in einem tragbaren Verhältnis zu dem Kostenaufwand zu stehen, mit dem sie gewonnen werden. Denn es muß vorläufig noch ein Vielfaches der Energie zur Aussendung der Antennenstrahlen aufgewendet werden, um durch sie auch nur einen Bruchteil atomistischer Strahlen einfangen und verwenden zu können. Sicher aber dürften die Methoden, die bis heute angewendet wurden, mit der Zeit noch verbessert werden. Theoretisch ist man also der Lösung, atomistische Energien von den Sternen zu beziehen, bereits beachtlich näher gekommen.

Dafür werden wir aber im Laufe der allernächsten Zeit auf zahlreichen anderen Gebieten zu Erkenntnissen kommen, die ihrerseits wieder der Ausgangspunkt völlig neuer Erfindungen und Entdeckungen sein werden. Es sei in dieser Hinsicht nur an die grandiosen Perspektiven erinnert, die sich innerhalb des Bereiches der modernen Strahlentechnik, der Optik, der Chemie, der Pharmazeutik und der Metallurgie usw. abzeichnen. Sie werden dem Weltbild von morgen ein völlig anderes Gesicht geben. Probleme, die heute noch als utopisch gelten, werden morgen, bildlich gesprochen, zur selbstverständlichen Realität. Wir müssen mit Fortschritten rechnen, denen gegenüber alles, was Wissenschaft und Technik zwischen 1910 und 1945 geleistet haben, verblassen, wie der Schein der Sterne verblaßt gegenüber der alles überstrahlenden Lichtfülle der Sonne! «Der Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien», sagte schon Schiller. Und Jules Verne stellte die These auf: «Die Zeit ist nahe, in der es fast keine Utopien mehr gibt; alles wird zukünftig möglich sein!» Man weiß nicht, auf welchen Zeitraum Jules Verne diese Prognose aufgestellt hat. Für die nächsten Jahrzehnte muß sie auf jeden Fall noch als verfrüht betrachtet werden. *Alles* wird im Laufe der kommenden Jahrzehnte noch *nicht* möglich sein zu realisieren, *vieles* aber *bestimmt* schon bis 1975, über das wir heute noch ungläubig den Kopf schütteln!

Zu den Utopien, die trotz Jules Verne dennoch auf lange Zeit hinaus Utopien bleiben, zählt in erster Linie auch das Problem der Weltraumfahrt. Man versteht darunter die Möglichkeit, zwischen der Erde und anderen ausgeglühten Himmelskörpern unseres Sonnensystems einen regelmäßigen Flugverkehr einzurichten und zu unterhalten. Die verschiedensten Wege wurden schon beschritten, um zunächst theoretisch dieses Problem zu lösen. Doch alle bisher aufgewendete Mühe ist umsonst gewesen. Von einer Weltraumfahrt im wahrsten Sinne des Wortes wird erst dann die Rede sein können, wenn es der Wissenschaft gelingt, das Problem der Neutralisierung der kosmischen Strahlen so zu lösen, daß die Weltraumrakete und ihre menschlichen Insassen unter der Wucht der atomistischen Energien der kosmischen Strahlen nicht Gefahr laufen, innerhalb weniger Sekunden in Staub zu verflammen. Denn bis heute ist es noch keinem Menschen möglich gewesen, ungeschützt eine Höhe von nur 10000 Metern zu erreichen, ohne sich der Gefahr lebensgefährlicher Verbrennungen durch diese Strahlen auszusetzen. Die äußersten Schichten der Lufthülle, die unsere Erde umgeben, erstrecken sich aber bis in eine Höhe von 1000 Kilometern. Schon dort müßte jeder Mensch und jede andere irdische Materie brennend zerstrahlen. Der Mond aber ist in seinem mittleren Abstand 384400 Kilometer von unserer Erde entfernt, die Erde aber wieder *159,5 Millionen* Kilometer von der Sonne. Die durchschnittliche Entfernung des Merkurs von der Sonne beträgt *57,9 Millionen* Kilometer, die der Venus *108 Millionen* Kilometer und die des Mars sogar *225,2 Millionen* Kilometer, ganz zu schweigen von den

Planeten Jupiter, Uranus und Saturn, die *noch* weiter draußen im All ihre Bahnen ziehen.

Weniger utopisch dürfte indessen eine andere Entwicklung verlaufen, deren Konsequenzen außerdem nicht in weiter Ferne, in späteren Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden liegen, sondern deren Vorzeichen sich bereits heute bemerkbar machen: eine neue weltpolitische Zuspitzung der Dinge, die, wenn die Völker der ganzen Erde nicht geschlossen dagegen Stellung nehmen, zu der größten Katastrophe führen kann: dem dritten Weltkrieg in seiner hypertotalitären und hypervernichtenden Form im Zeichen der Atombombe, der Gift- und Gefriergase, des Bakterienkrieges und der Todesstrahlen! Er wird alles das, was wir an Entsetzlichem und Furchtbarem erst zwischen 1939 und 1945 erlebt haben, noch um das Hundertfache, in manchen Dingen sogar um das Tausendfache übertreffen! Es wird in ihm keine Neutralität und Nonbelligeranz mehr geben, sondern alle Völker der ganzen Erde werden mit in den Maelstrom einer Vernichtung gerissen, aus dem es nur für wenige Millionen Menschen ein Entrinnen und Davonkommen geben dürfte. Albert Einstein schätzt die Zahl der Opfer, die der dritte Weltkrieg fordern wird, auf mehr als zwei Drittel der heutigen Gesamtbevölkerung der Erde, also eine Milliarde und 800 Millionen Menschen! Welcher Staatsmann kann es angesichts einer derartigen Perspektive wagen, die Dinge auf die Spitze zu treiben und mit dem Gedanken zu spielen, auftretende Konflikte ausschließlich nur mit dem Atombombenkrieg zu lösen? Mit vollem Recht sagte General Eisenhower im Herbst 1945: «Der Frieden von morgen liegt nicht bei den politischen Führern, sondern bei den *Völkern* selbst! Wenn die Völker der ganzen Erde wach bleiben, wird es niemals zum dritten Weltkrieg kommen!»

Die Befürchtungen weiter Kreise, daß er dennoch kaum aufgehalten werden könne, sind daher nicht stichhaltig. Denn die Perspektiven von morgen sind grundverschieden von denen, die 1939 maßgebend waren. Jede Epoche gibt sich ihre eigenen Gesetze. Abschließend kann gesagt werden: Wenn wir im Laufe der kommenden Monate, Jahre und Jahrzehnte auch noch schwere, sehr schwere Zeiten sogar, durchmachen müssen, wenn sich die Verhältnisse oftmals auch bis zum Aeußersten zuspitzen und es scheinen wird, als ob neue Auseinandersetzungen mit den Waffen kaum noch vermeidlich sind, wird es dennoch nicht zum Aeußersten kommen! Vielmehr wird dabei letzten Endes etwas durchaus Positives geboren, nämlich die Grundlage für die Schaffung und Erhaltung eines langdauernden Friedens. Louis Emrich

••

Wie der Erdball mit Atomkräften zersprengt wird

Ein Atomphysiker beschließt aus Menschenhaß, die Erde zu vernichten. Er versenkt im Indischen Ozean eine Atomspaltungsmaschine, durch die ungeheure zerstörerische Kräfte frei werden. Der Prozeß geht in steter Steigerung unaufhaltbar weiter, bis die Meere in Sturzfluten überborden und feurige Riesenkugeln, von der Stätte der entfesselten Urkräfte aufsteigend und sich fortwährend zerteilend, verheerend über die Erde fahren.

Und dann kam die Wand!

Die vor Schreck Erstarrten sahen die kilometerhohe Wasserwand vom Meere auf sich zukommen. Es schien der Himmel verfinstert und die Nacht hereingebrochen; aber es war eine Mauer von Wasser, die unter einem Donner, als stürzten die Riesen der Urwelt herein, den festen Boden erzittern machte. Und dann schlug diese Wand von oben her über die Unglücklichen zusammen, die noch nicht von der Wirkung des Sturmes erschlagen worden waren.

Mit spielender Leichtigkeit warfen diese Wassermassen die in den Häfen liegenden Schiffe fünfhundert Meilen weit ins Innere, hoben ganze Städte aus, trugen schwere, sechzigstöckige Wolkenkratzer wie Zigarettenschachteln vor sich her, schleuderten sie in die Parks, hoben immer neue Stadtviertel aus, rollten sie über die Länder, Hunderte von Kilometern weit in das blühende Großstadtleben der indischen Provinzen.

Die Front des Grauens umfaßte eine Tiefe von fünfhundert Kilometern, und auch sie lief mit physikalischer Gesetzmäßigkeit die Küstenlinien entlang, in ihrer Wirkung auf Tausende von Meilen nur wenig abgeschwächt. Der ersten Stoßwelle folgte eine zweite, eine dritte. Dazwischen peitschten die Orkane unter wütendem Geheul, das den Weltuntergang ahnen ließ, die Lüfte.

Zwei Stunden später traf das Unglück die Großstädte der ostafrikanischen Küste. Und das Drama wiederholte sich.

WARUM SIND MEINE HAARE FETT?

Warum sind sie so schwer? Warum nie so bezaubernd frisch, auch wenn ich sie noch so oft wasche? Der Grund ist der: die Talgdrüsen der Kopfhaut sondern zuviel Talg ab. Diese fettartige Masse macht Ihr Haar klebrig und schwer.

Da hilft nur eines: Schwarzkopf-Kurshampoo. Kurshampoo reguliert die Tätigkeit der Talgdrüsen dank bestimmter wertvoller Zusätze. Kurshampoo härtet gleichzeitig das weiche und feine Haar. Ein mit Kurshampoo gewaschenes Haar nimmt das Fett nicht mehr auf, dadurch hält die Frisur viel länger.

Jetzt endlich wird mit dem duftigen Haar auch Ihnen jede Frisur gelingen, jetzt endlich wird nichts mehr den Eindruck vollkommener Gepflegtheit stören. Nur der Coiffeur kann Kurshampoo anwenden.

Nur beim Coiffeur

Nur in der Rosapackung echt

Graubünden

das Alpenland der unbegrenzten Ferienmöglichkeiten

Prospekte und Auskünfte durch die Reise- und Verkehrsbüros oder vom Verkehrsverein für Graubünden, Chur

KANTONALE
HANDELSSCHULE LAUSANNE

MIT TÖCHTERABTEILUNG

•

FÜNF JAHRESKLASSEN
HANDELSDIPLOM HANDELSMATURITÄT
SPEZIALKLASSEN
FÜR DEUTSCHSPRACHIGE SCHÜLER

G. LABITZKE ERBEN

40 JAHRE

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH-
ALTSTETTEN

Bennrüti

hat durch seine jahrelang bewährten Kuren schon vielen geholfen. Vorzügliche Kurerfolge bei: Nervösen Leiden, Stoffwechselkrankheiten, Kreislaufstörungen, Herzbeschwerden, Rheumatismus, Magen- und Darmleiden, Uebermüdung. — Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt AL 19.

Kuranstalt für physikalisch-diätetisches Heilverfahren in Degersheim, 900 m ü. M. Arzt: Dr. med. von Segesser. Tel. 54141

Der Tod eilte die Küsten entlang und schabte sie glatt. Das Hunderte von Kilometern breite Küstengebiet war in wenigen Minuten ein wüstes Trümmerfeld. Eine Flutwelle jagte die andere, und noch immer tobten die Orkane, als seien tausend Teufel in den Lüften entfesselt . . .

•

Es sah aus, als wüte unter der kochenden, dampfenden Wasserfläche des Indischen Ozeans ein Ungeheuer, das sich vergeblich unter einer Decke zu befreien suchte. Plötzlich hob sich diese Decke, sank wieder zusammen, und dann riß sich mit einer Gewalt, als solle der Planet in Stücke gehen, ein feuriges Gebirge aus dem Ozean heraus und stieg, einen flammenden Schweif hinter sich ziehend, in den Aether.

Eine Feuerkugel mehrerer Meilen Durchmesser donnerte über die Erdoberfläche.

Dieser feurige Tod, von Urkräften in die Höhe geschleudert, sprang wie ein glühender Ball über das Meer dahin. Seine Sätze waren Hunderte von Kilometern lang. In wenigen Minuten hatte er das afrikanische Festland erreicht, überquerte es in zehn Sprüngen, gewann den offenen Atlantik, und dort gewann für den Moment der Ozean die Oberhand. Der Feuerball wurde heruntergedrückt, und der heimtückische Kampf der feindseligen Elemente setzte dort ein wie an dem früheren Herde.

Eine breite Straße der Verheerung war quer über die Kontinente gebahnt. In den Gegenden, wo die Feuerkugel die Erde berührt hatte, lagen ausgebrannte Krater von zehn Meilen im Durchmesser. Jetzt hatte sich der Infektionsherd vervielfacht. An zahllosen Stellen, überall dort, wo eine solche feurige Lavakugel aufgeprallt war, bildete sich ein neuer Zerfallsherd. Auf dem Festlande breitete sich der Vorgang ungemein rasch aus und verwandelte weite Landgebiete in feuerflüssige Seen.

Es schien, als träte das rotflüssige Innere des Planeten aus tausend Wunden zutage. Des Nachts stand am Himmel drohend rötlicher Widerschein, wie von fernen Feuersbrünsten.

Die Luftwärme stieg beängstigend, und gegen Abend waren die Windstöße sengend. Giftig strichen sie über das Land und trockneten die fruchtbaren Gefilde vollständig aus. Am nächsten Tage klapperte der Wind mit dürren, halb verbrannten Blättern und Zweigen. Jetzt begann man auch hier zu rasen und sein Heil im Innern zu suchen. An der Ostküste war die Temperatur bald so hoch, daß ganze Wälder in Brand gerieten. Am Abend des nächsten Tages waren die Striche, die den zerstörten Gebieten am nächsten lagen, ein einziges Flammenmeer. Von sinnloser Angst getrieben, liefen neue Menschenmillionen nach dem Innern, überholt von dem sengenden Odem der Vernichtungswinde.

Und dann fiel Feuer vom Himmel.

Brennende Fetzen in wirbelnder Bewegung flogen, als wiederhole sich die Tragödie von Sodom und Gomorra, und säten allenthalben Keime des Zerfalls.

Die Luft selbst begann sich zu zersetzen und sich in Feuer zu verwandeln. Wie flüssiges Eisen spritzten die Funken, von austrocknenden Windstößen getragen, und hinterließen leuchtende Bahnen, die fressend um sich griffen und immer wieder neue Vernichtungsquellen gebaren. Die Betonmassen der Städte rauchten unter dem Anprall dieser Glut und glichen Backöfen, die alles Lebendige ausdörrten. Sengende Winde zehrten am Marke der unglücklichen Völker, die das Wasser und die Stürme von gestern überlebt hatten . . .

•

Nicht im heldenhaften Kampfe gegen das Schicksal, *nicht* bewehrt mit den klirrenden Waffen der unheimlichen modernsten Technik, *nicht* unterstützt von der scharfen Intelligenz dieser überentwickelten Rasse — apathisch, *wehrlos* sanken die Arme, sank der Geist dahin. So wie in der Natur irgendein Baum oder ein Vogel starb, so hauchte die Menschheit ihre Seele aus.

Mit eiserner Konsequenz griff der überchemische Prozeß um sich, der Zerfall der Moleküle, der Untergang des Stoffes, der Tod alles Geordneten — und alles Ungeordneten.

Die Weltmeere verdampften, und die Erde umgab sich mit einer Korona leuchtender Körper, die sich unablässig teilten und vermehrten. Siebenfach fraß die weißglühende Masse der Zerstörung in das Innere.

Und dann ereignete sich die große Explosion, die den Planeten aufriß und seine Teile in den Weltenraum sprengte.

Die Menschheit hatte ihren Traum ausgeträumt. Als sei sie niemals gewesen, bewegte sich das feurige Phantom, einstmals Erde genannt, durch den Weltenraum.

Ein neuer Stern war geboren. Die Ordnung der Moleküle löste sich auf in das Chaos urweltlicher, kosmischer Nebel. — Melancholisch drehte sich eine schwach leuchtende Wolke um ihre Achse.

Aus Lovis Stevenhagen: «Atomfeuer. Der Roman eines Weltunterganges.» Verlag F. W. Grunow, Leipzig, 1927

••

2

DIE
RENTENANSTALT
IM WANDEL
DER ZEIT

1857

ist das Gründungsjahr der Schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt. Vom ersten Tag an war all ihr Streben darauf gerichtet, ganz nach genossenschaftlichen Grundsätzen zu arbeiten — immer mit dem einen großen Ziel vor Augen: den Versicherungsschutz so sicher und so preiswert wie möglich zu bieten.

Diese Zielsetzung ist nie ein leeres Wort geblieben. So werden Jahr um Jahr alle Ueberschüsse stets den Versicherten wieder zugeführt. Dies verlangen die Statuten. Artikel 23 hält ausdrücklich fest: «Die Verwendung des Jahresergebnisses der Anstalt für einen anderen Zweck als zur Verstärkung der Sicherheit der Anstalt oder zur Verbilligung der Versicherungen ist ausgeschlossen».

Schon nahezu 90 Jahre hat sich die Rentenanstalt bewährt. Das kleine Bäumchen ist zum großen, starken, Schutz bietenden Baume geworden. Diese lange Zeit brachte reiche und wertvolle Erfahrungen, die auch Ihnen zugute kommen, wenn Sie sich der Rentenanstalt anschließen.

SCHWEIZERISCHE
LEBENSVERSICHERUNGS-
UND RENTENANSTALT

HAUPTSITZ IN ZÜRICH · ALPENQUAI 40

Die Leute mit den Teleskop- und Mikroskopaugen auf dem kleinen Wandelstern Pallas (vgl. Kubins Bild auf S. 25)

Violett war der Himmel. Und grün waren die Sterne. Und auch die Sonne war grün.

Lesabéndio machte seinen Saugfuß ganz breit und klemmte ihn fest um die sehr steil abfallende zackige Steinwand und reckte sich dann mit seinem ganzen Körper, der eigentlich nur aus einem gummiartigen Röhrenbein mit Saugfuß bestand, über fünfzig Meter hoch in die violette Atmosphäre hinein.

Mit dem Kopfe des Lesabéndio ging oben in der Luft eine große Veränderung vor sich; die gummiartige Kopfhaut wurde wie ein aufgespannter Regenschirm und schloß sich dann langsam zu; das Gesicht wurde dabei unsichtbar. Die Kopfhaut bildete danach eine Röhre, die nach vorn offen war, während sich auf ihrem Grunde das Gesicht befand, aus dessen Augen zwei lange fernrohrartige Gebilde heraustraten, mit denen der Lesabéndio die grünen Sterne des Himmels sehr deutlich sehen konnte, als wäre er ganz in ihrer Nähe.

Der heftige Biba reckte sich neben dem Lesabéndio ebenso in die violette Atmosphäre hinein. Während aber der Gummikörper des letzteren ganz steif und grade stand, bewegte sich Bibas Gummikörper wie ein Grashalm im Winde.

Nun sagte Lesabéndio — und seine Stimme klang dabei sehr laut, da sie durch die Kopfhautröhre verstärkt wurde:

«Biba, siehst du neben dem Stern Erde den kleinen Doppelstern?» Biba legte nun auch seine Kopfhaut um die Ohren und machte aus der Haut auch eine Röhre und ließ auch in dieser Hautröhre seine Augen zu zwei langen Fernrohren werden. Und der Biba entdeckte den kleinen Doppelstern ebenfalls und sagte nach einer Weile:

«Der Doppelstern hat aber nichts mit dem Stern Erde zu tun; er ist einer von den kleinen Sternen, den Asteroïden, zu denen auch der Stern Pallas gehört, auf dem wir leben . . .»

Dann wurden die beiden wieder ganz klein, die Kopfhaut legte sich an den Hinterkopf, und die großen Augen lagen wieder ganz einfach neben der messerscharfen, fein gekrümmten Nase.

Und der Lesabéndio sprach nun, während der Biba wieder seine Arme und Hände in die Falten seines Körpers hineinlegte:

«Ein interessantes Buch hab' ich neulich entdeckt, in dem ein Pallasianer seinen Aufenthalt auf dem Stern Erde schildert; er ist dort für die Erdverhältnisse unsichtbar und unempfindlich gewesen und ist von seinem Leben auf diesem Stern Erde gar nicht so entzückt. Und so könnte dir's auch ergehen, wenn du mal auf die Sonne kämest.»

Biba wurde sehr lebhaft und wollte das Buch kennenlernen, und der Lesabéndio griff mit vielen Fingern an seine Halskette, von der an feinen Fäden viele kleine Rollen herunterbaumelten. Und eine von diesen Rollen machten Lesabéndios flinke Hände auf.

Da die meisten Pallasianer ihre Augen auch ganz leicht zu Mikroskopen machen konnten, so wurden fast alle Bücher in allerkleinster Form in photographischer Manier nur für Mikroskopaugen hergestellt, so daß jeder Pallasianer imstande war, seine ganze Bibliothek am Halsbande zu tragen.

Lesabéndio las nun aus dem Buche, das der Pallasianer, der auf der Erde gewesen war, geschrieben hatte, das folgende langsam vor:

«Die Erde ist ein außerordentlich schwerer Stern, besteht aber aus Stoffen, die so vollkommen anders sind als diejenigen, die wir auf dem Pallas kennen, daß mein ganzer, doch recht umfangreicher Körper für die Bewohner der Erdoberfläche gänzlich unsichtbar und unempfindlich blieb. Ich aber konnte mit meinen vortrefflichen Augen sehr wohl alles sehen, was auf der Erde vorging. Was ich aber sah, war wohl sehr seltsam, aber doch wenig erfreulich. Die Erdbewohner konnten durch meinen Körper durchgehen, ohne daß sie es bemerkten. Ich fühlte bei solchem Durchgehen nur ein feines, nicht unsympathisches Kribbeln in meinen Gliedern. Ich versuchte, auch ins Innere der Erde zu gelangen — das war aber an allen Stellen unmöglich. Und so mußte ich auf der Oberfläche bleiben. Ich fand überall eine Vegetation, die meinen Körper ernährte. Während wir aber auf dem Pallas nur nötig haben, unsern Körper mit den Pallaspilzen in Berührung zu bringen, um den Nahrungsstoff durch unsre Körperporen aufzunehmen, war ich auf der Erde gezwungen, Pilze und Schwämme erst zu zerreiben, bevor sie von meinen Poren aufgenommen werden konnten. Entsetzt aber war ich durch die Ernährungsart der Erdbewohner; diese nehmen die Nahrung durch den Mund auf, bis ihr Leib aufquillt. Und das Furchtbarste war, daß sie andre Lebewesen töteten, zerschnitten und zerhackten und dann stück- und kloßweise in ihren Mund steckten; im Munde hatten sie steinharte Zähne, mit denen sie alles zermalmten. Ich versuchte auf alle mögliche Art, mich den Erdbewohnern bemerkbar zu machen; es gelang mir aber nicht. Die Erdbewohner sind von sehr verschiedengearteter Intelligenz, die führende Rolle hatten Lebewesen, die auf zwei Stelzbeinen mühsam sich weiter schleppten und sich Menschen nannten. Diese Menschen waren ursprünglich Raubtiere — d. h. Lebewesen, die mit Klaue und Zahn über andre Lebewesen herfielen, sie töteten und auffraßen. Aus diesen Raubtierinstinkten entwickelten sich nun die abscheulichsten Gewohnheiten. Die Menschen vernichteten nicht nur die weniger intelligenten Lebewesen auf der Erdrinde, sie vernichteten sich sogar gegenseitig um der Nahrung willen. Und wenn ich auch nicht gesehen habe, daß sie sich gegenseitig auffraßen, so mußte ich doch sehen, wie sie in großen Horden zu Tausenden aufeinander losgingen und sich mit Schußwaffen und scharfen Eisenstücken die entsetzlichsten Wunden beibrachten, an denen die meisten nach kurzer Zeit starben . . .»

Aus Paul Scheerbart: «Lesabéndio. Ein Asteroïden-Roman.» München, 1913

Niels Klim, der Student aus Bergen, bei den Baßgeigenmenschen eines Planeten im kleinen Kosmos des Erdinnern

Nach einer dreitägigen glücklichen Fahrt nahten wir dem Ufer des Musiklandes. Wir warfen den Anker und gingen ans Land, vor uns aber der Dolmetscher mit einem Basse. Ich hatte mich früher schon im stillen gewundert, wozu man ein so unnützes Instrument, als eine Baßgeige, mit an Bord genommen habe. Da wir überall eine Stille und Oede und keine Spur eines lebendigen Wesens wahrnahmen, so ließ unser Schiffscapitain sogleich in die Trompete stoßen, um unsere Anwesenheit den Einwohnern zu verkünden, und es währte nicht lange, so kamen ungefähr dreißig einfüßige Baßgeigen, gleichsam wie hergeblasen. Diese Zauberei ist das Ereigniß meiner Reise, welches mich am meisten in Erstaunen gesetzt hat. Die Baßgeigen waren, wie ich zu meinem Erstaunen sah, die wirklichen Bewohner des Landes. Sie hatten einen ziemlich langen Hals, versehen mit einem kleinen Kopfe. Ihr Körper selbst war schmächtig und mager und hatte eine sehr glatte Rinde als Bedeckung, die jedoch vom Körper ziemlich weit abstand, so daß zwischen beiden ein hohler Raum war. Statt des Nabels hatten sie von Natur einen Steg, über welchen vier Saiten gespannt waren. Ihr ganzer Körper ruhte auf einem Beine, so daß sie mehr hüpften als liefen, dabei aber mit einer unglaublichen Schnelligkeit über Wege und Stege setzten. Kurz, man konnte sie für Baßgeigen halten, nur hatten sie zwei Arme und Hände. In der einen Hand hielten sie den Bogen, mit der andern griffen sie die Töne.

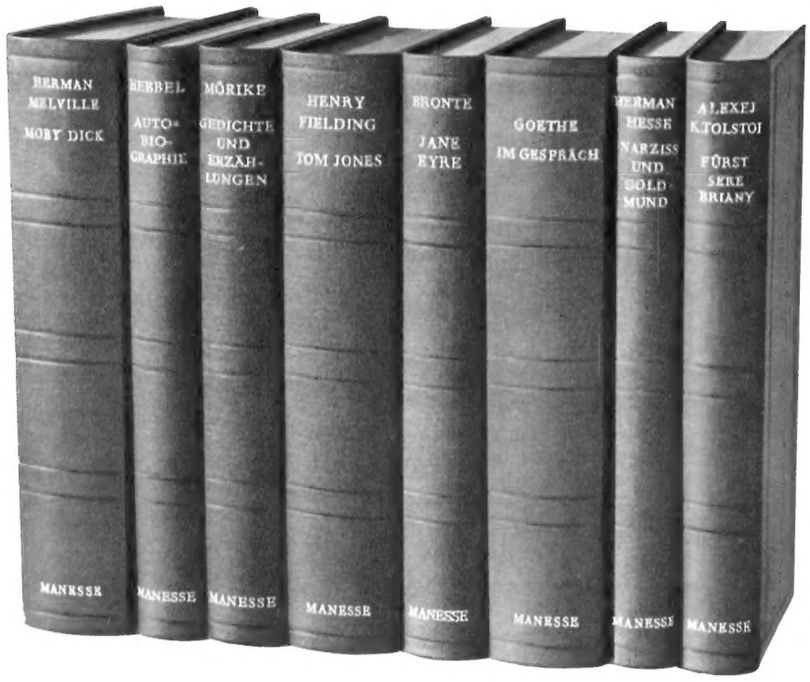
Als unser Dolmetscher die Unterhandlung mit ihnen beginnen wollte, spielte er auf dem mitgebrachten Instrument.

Bald darauf erhielt er durch ihre Saiten eine harmonische Antwort und so entstand zwischen ihnen ein förmliches musikalisches Gespräch, durch welches sie sich mit einander verständigten. Anfänglich spielten sie ein lieblich schmelzendes Adagio, welches aber bald in so gräßliche Dissonanzen zerfiel, daß man sich die Ohren hätte zuhalten mögen. Darauf folgte endlich ein munteres und gefälliges Presto. Als dies unsere Mannschaft hörte, sprangen sie freudig auf, denn es zeigte an, daß man des Handels einig sei. Ich schloß daraus, daß das Adagio nur gleichsam das Vorspiel, die Begrüßungen und Freundschaftsversicherungen bedeutet habe. Während der Mistöne habe man sich über den Preis der Waaren gestritten, bis endlich im Presto die Geschäfte glücklich abgeschlossen waren. Bald darauf erfolgte die Ausladung des Schiffes. Der bedeutendste Absatz, den wir hier hatten, war der des Colophoniums, womit sie die Bogen, ihre Sprachwerkzeuge, bestreichen und ihnen neue Kräfte geben. Ueberführten Verbrechern wird durch einen Richterspruch der Bogen weggenommen und eine immerwährende Entziehung desselben ist der Todesstrafe gleich geachtet. Als ich hörte, daß man auf dem nahen Markte Gericht halte, eilte ich hinzu, um einen musikalischen Proceß zu hören. Die Advokaten kratzten sich, anstatt zu sprechen, auf dem Bauche, machten Gestikulationen mit dem Geigenbogen und gaben dabei solche schneidende Töne von sich, daß ich an das himmelschreiende Unrecht, welches sie zu leiden glaubten, unwillkürlich erinnert wurde. Nachdem dieses Advokatenkatzengeheule vorbei war, stand der Richter auf, griff langsam nach dem Bogen und spielte ein feierliches Grave, worin er sein Urtheil aussprach; denn sogleich eilten die Gerichtsdiener herbei und nahmen dem Verurtheilten seinen Bogen.

Die Kinder sehen hier den Violinen ähnlich und bekommen vor ihrem dritten Jahre keinen Bogen. Mit dem vierten Jahre erst beginnt ihr Unterricht, der darin besteht, daß sie den Bogen streichen und Töne nach Noten hervorbringen, d. i. lesen lernen. Sie bleiben so lange unter der Aufsicht der Lehrer, bis sie *rein* greifen, den Bogen mit Anstand führen und selbst eine Melodie erfinden können. Wir wurden von diesen Kindern, die uns mit ihrer Musik verfolgten, sehr geplagt. Unser, der Musiksprache kundiger Dolmetscher sagte uns, daß diese Spieljungen Colophonium bettelten. Das Betteln geschah im Adagio, der Dank war jedesmal ein Presto. Empfingen sie nichts, so verstummten sie gänzlich.

Aus Ludwig Holberg: «Niels Klims Wallfahrt in die Unterwelt» (1741). Aus dem Lateinischen übersetzt von E. G. Wolf

MANESSE-BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



Einfacher Band Fr. 6.60

Doppelband Fr. 9.90

Bisher erschienen:

HERMAN MELVILLE
Moby Dick

ALEXEJ K. TOLSTOI
Fürst Serebriany

HERMANN HESSE
Narziß und Goldmund

EDUARD MÖRIKE
Gedichte und Erzählungen

CHARLOTTE BRONTË
Jane Eyre

HENRY FIELDING
Tom Jones

Goethe im Gespräch
AUSWAHL UND NACHWORT
VON EDUARD KORRODI

Friedrich Hebbel
EINE AUTOBIOGRAPHIE
HERAUSG. VON WILLIBALD KLINKE

OTTO KARRER
Franz von Assisi / Legenden und Laude

URTEILE DER PRESSE:

« . . . Die Manesse-Bibliothek ist in ihrer Handlichkeit, in ihrer schlicht-gediegenen Ausstattung, in der herausgeberischen Sorgfalt, mit der sie betreut wird, dazu berufen, das kostbare Erbe deutschen und verdeutschten Schrifttums auf das schönste zu wahren und vielen zu vermitteln.» (Luzerner Neueste Nachrichten)

*

«. . . Ein editorisches Ereignis dieses Jahres stellt das Erscheinen der handlichen Manesse-Bücherei in Dünndruckausgaben dar.» (Tagesanzeiger Zürich)

*

« . . . Eine Welt auf kleinstem Raum — so möchte man die vom Manesse-Verlag herausgegebene Manesse-Bibliothek der Weltliteratur nennen. Alles in allem kleine Kostbarkeiten, die zu besitzen, eine Quelle schönster Freuden bedeutet.» (Der Bund, Bern)

« . . . Von allen Bücherreihen, mit denen schweizerische Verleger versuchen, unvergängliches Geistesgut zu erhalten oder durch neue Uebersetzungen einer weitern Leserschaft zu erschließen, dürfte die Manesse-Bibliothek diejenige sein, die dem Ideal einer solch klassischen Sammlung sowohl hinsichtlich ihrer innern wie äußern Gestaltung besonders nahekommt.» (National-Zeitung, Basel)

*

« . . . Manesse-Bibliothek — das wird wohl sehr bald ein fester Begriff werden: für den Schweizer, der mit berechtigtem Stolz sagen kann: made in Switzerland — und für jeden andern kulturell Hochstehenden. Die Bücher sind bei Conzett & Huber gedruckt; der vornehmste Druck auf prachtvollem Papier, sauberste und klarste Lettern, raumreiche und nicht raumknausernde Gruppierung — so schön, wie einst die besten Drucke im Insel-Verlag ediert worden waren. Diese mehr als erfreuliche Tatsache öffnet weite Perspektiven. Die Musterbücher des Manesse-Verlages sind ein beredtes Zeugnis: für Geschmack, Können, Wollen und Zukunft.» (Volksrecht, Zürich)

WIESO REINIGT DIE SEIFE?

Es ist sicher falsch, zu behaupten, «der Seifenverbrauch sei der Gradmesser für die Kultur eines Volkes». In der Geschichte der Menschheit gibt es Abschnitte mit sehr entwickelter Kultur, in denen das Reinlichkeitsbedürfnis recht bescheiden war. Fest steht jedoch, daß der Seifenverbrauch mit dem Lebensstandard ansteigt.

Der Seifenmangel der letzten Jahre hat die Bedeutung der Seife für den modernen Menschen recht nachdrücklich in Erinnerung gebracht. Unser Land verbrauchte vor dem Krieg monatlich 2000 Tonnen Seife allein für Körperpflege und für die Wäschereinigung. Seife ist außerdem in Hunderten von Präparaten für die Haut-, Zahn- und Haarpflege enthalten. Große Mengen von Seife verbraucht ferner die Textilindustrie, da Rohfasern und Gespinste mehrfachen Waschprozessen unterworfen werden müssen. Wieder andere Industrien schätzen die benetzenden, emulgierenden und dispergierenden Eigenschaften der Seifenlösungen.

Wieso reinigt die Seife? Erstens einmal erhöht sie das Benetzungsvermögen des Wassers. Seifenwasser durchdringt leicht auch Gewebe, die sonst Wasser abstoßen. Zweitens hebt die Seife den Schmutz — auch den fettigen — vom Gewebe ab und zerteilt ihn in kleinste Partikel. Drittens hüllt der Seifenschaum die Schmutzpartikelchen ein, so daß sie sich nicht mehr auf dem Gewebe absetzen können und vom Wasser fortgetragen werden. So ist das Prinzip des Waschprozesses. Die Abklärungsarbeit an diesen scheinbar einfachen Zusammenhängen und das Forschen nach neuen Produkten mit Seifeneigenschaften haben die Seifenchemie zu einem wichtigen und interessanten Zweig der Wissenschaft werden lassen.

Seit 114 Jahren wird in den Steinfels-Fabriken Seife gemacht. Seife in allen möglichen Formen und für alle erdenklichen Zwecke. Namhafte Verbesserungen sind unseren Laboratorien zu verdanken, in denen spezialisierte Chemiker all ihre Gedanken der Seife widmen. Die konstante Vertiefung in dieses eine Problem verschaffte uns Kenntnisse, wie sie nicht mancher besitzt. Seifenprodukte mit dem Namen Steinfels sind deshalb eine Klasse für sich.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ